

Zentrum für Europäische Integrationsforschung
Center for European Integration Studies
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn



Ludger Kühnhardt
Tilman Mayer (Hrsg.)

Die Gestaltung der Globalität
Annäherungen an Begriff,
Deutung und Methodik

Discussion Paper

C198
2010

ISSN 1435-3288

ISBN 978-3-941928-00-8

Zentrum für Europäische Integrationsforschung
Center for European Integration Studies
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Walter-Flex-Straße 3
D-53113 Bonn
Germany

Tel.: +49-228-73-4929
Fax: +49-228-73-1818
<http://www.zei.de>

Die Autoren:

Tilman Mayer ist Professor für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte.

Markus Gabriel ist Professor für Philosophie der Neuzeit.

Volker Ladenthin ist Professor für Historische und Systematische Erziehungswissenschaft.

Stephan Conermann ist Professor für Islamwissenschaften.

Günther Schulz ist Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte und Dekan der Philosophischen Fakultät.

Wolfram Kinzig ist Professor für Kirchengeschichte.

Xuewu Gu ist Professor für Politische Wissenschaft.

Ursula von Keitz ist Professorin für Film-/AV-Medienwissenschaft.

Ludger Kühnhardt ist Professor für Politische Wissenschaft und Direktor am Zentrum für Europäische Integrationsforschung.

Die Autoren sind Professoren der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

Die Beiträge sind aus Vorträgen im Rahmen des Projektes *Die Gestaltung der Globalität in Europa* entstanden.

Inhalt

<i>Tilman Mayer</i>	3
Skizzen zum Begriff der Globalität	
<i>Markus Gabriel</i>	11
Die Sprache des Transfiniten	
<i>Volker Ladenthin</i>	21
Globalisierung und Bildung	
<i>Stephan Conermann</i>	29
Geisteswissenschaften nach der Postmoderne: Zur Neubestimmung der Grenzen von Fachdisziplinen mit Bezug auf die Islamwissenschaft	
<i>Günther Schulz</i>	41
Globalität als Funktionalität oder Wertorientierung?	
<i>Wolfram Kinzig</i>	45
„He’s got the whole world...“: Das globale Christentum im Spannungsfeld zwischen Missionsbefehl und Anerkennung religiöser Differenz	
<i>Xuewu Gu</i>	53
Global Power Shift: Soft, Hard and Structural Power	
<i>Ursula von Keitz</i>	61
Effekte der Globalisierung im aktuellen politischen Dokumentarfilm	
<i>Ludger Kühnhardt</i>	69
Die Einheit der Welt neu denken: Überlegungen zur Methodik der Globalitätsforschung	

Tilman Mayer

Skizzen zum Begriff der Globalität

1. Einleitung

Globalität¹ beschreibt eine ultimative, eben globale Reichweite eines Verhaltens, Handelns, Vorkommens, Denkens – mit dem Anspruch, auf die ganze Welt, den ganzen Globus, das gesamte Handlungsfeld gerichtet zu sein bzw. zu zielen. Der Begriff steht für den höchstmöglichen Verbreitungsgrad eines Sachverhaltes. Er bemisst einen Sachverhalt danach, ob er dem Anspruch genügt, sozusagen ubiquitär zu sein; ubiquitär und global sind dabei allerdings keine identischen Adjektive.

Globalität stellt die höchste Form der Verbreitung einer zivilisatorischen Entwicklungsstufe dar, die global auszugreifen in der Lage ist, aber auch regionale Ausprägungen (Verdichtungsräume) entwickelt, zu der sich Menschen reflexiv verhalten und die ihr Handeln mehr und mehr beeinflussen. Mit Globalität wird also ein neues Ganzes in der neuen Epoche der Globalisierung begrifflich, deutend, sinnbezogen zu erfassen versucht, nach seinen Gegenstandsbereichen, Prozessen (der Integration etwa), Strukturen hin befragt.

2. These

Globalität als Formation schließt einen Prozess ab, der als Globalisierung² bezeichnet wird. So verstanden steht Globalisierung für einen potentiell den gan-

¹ Im Kontext der politikwissenschaftlichen internationalen Beziehungen verortet Gérard Dussouy Globalität in: *Les théories de la mondialité. Traité de relations internationales (III)*, Paris 2009.

² Ulfried Reichardt: *Theorien des Globalen. Globalisierung, Mondialisierungen und die Poetik des Globalen*, in ders. (Hrsg.): *Die Vermessung der Globalisierung. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, Heidelberg 2008, S. 1 – 47.

zen Globus umfassenden Integrationsvorgang, der in Teilen schon Zustände der Globalität erreicht hat. Globalisierung bedeutet wie alle Wandlungsvorgänge eine Transformation,³ die sich im Erfolgsfall mit einer Integration verbindet: national, europäisch, atlantisch, global.

Historisch gesehen handelt es sich bei der Globalisierung um einen Jahrhunderte andauernden nicht-linearen Prozess. Globalität⁴ ist ein Zustand, der erst in der Jetztzeit abbildbar ist. Zu früheren Zeiten war die Welt eine jeweilige, denn doch partikulare, also die altchinesische, persische, griechische, römische usw.

Die Welterfahrung schien zwar immer auf ein Ganzes gerichtet zu sein. Dennoch kam sehr bald ein Bewusstsein auf, dass jenseits des überschaubaren Raumes ein weiterer bestehen müsse.

Heute impliziert Globalität eine Raumperspektive, die vom Entstehen her betrachtet, also im Globalisierungsprozess beobachtet, allmählich darauf abzielt, einen Prozess abzuschließen, bildlich gesprochen eine *Plafondierung* zu erreichen. Um das Bild aufzugreifen: Wäre der Globus ein Becken, meint Globalisierung, dass das Becken sich füllen wird und zwar bis zur Decke/Beckenrand/Plafond, womit der Prozess abgeschlossen, eine vollständige Globalität erreicht wäre. Jenseits dieses für eine lange Periode anhaltenden Plafondierungsvorgangs wäre nur noch Utopisches denkbar, so in einigen Jahrhunderten, dass wir interplanetare Beziehungen oder gar intergalaktische Kontakte entwickeln können: Ein neuer Integrationsvorgang täte sich auf.

3. Paradigma

Einige Worte nun zum Integrationsparadigma: Man kann die Geschichte denken als Geschichte von Integrations- und Desintegrationsverläufen: angesetzt-

³ Globalisierung zu verstehen heißt zu wissen, was bereits früher an globalen Vernetzungen und Aktivitäten möglich war. Insofern gehört der überaus eindrucksvolle Band von Jürgen Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009 zwingend zum Verständnis von Globalisierung, insbesondere um die neue Entwicklung seit Ende des 20. Jahrhunderts erst beurteilen zu können.

⁴ „Globalität ist eine nicht hintergehbare Bedingung menschlichen Handelns am Ausgang dieses Jahrhunderts.“, Ulrich Beck: *Was ist Globalisierung?*, Frankfurt a.M. 2007, S. 35. Ulrich Beck ist der Meinung, dass „Globalität“ letztlich Weltgesellschaft meint (S. 150).

ten, gelingenden, abgebrochenen, gescheiterten, erfolgreichen Integrationsbemühungen.

Man kann, will man etwas systematisieren, Integrationsprozesse unterschiedlicher Ebenen unterscheiden: tribal, national, europäisch, atlantisch, global; Und es lassen sich unterschiedliche gesellschaftliche Zusammenhänge integrativ erfassen: sozial, politisch, ökonomisch, kulturell, religiös.

Nimmt man ebenenspezifisch die Integrationsprozesse unter dem Aspekt der *Strukturbildung* ernst, so lassen sich folgende Beispiele geben: z.B. national > Nationalstaat; Region > EU. Es wäre eine Forschungsangelegenheit zu eruieren, ob weitere Ebenen ebenfalls Strukturen ausgebildet haben oder ob wir diese erwarten können.

Dass die Integrationsprozesse ebenenspezifische Einstellungen/*Ideologien* haben aufkommen lassen, dürfte unstrittig sein: z.B. Tribalismus; Nationalismus; asiatische, westliche, islamische usw. Werte (Regionalität als Rückfallposition). Ob man bereits eine globalistische Einstellung identifizieren kann, wie das Ulrich Beck tut, sei dahin gestellt.

Integrationsprinzipien auf unterschiedlichen Ebenen können miteinander konfliktieren: z.B. nationalstaatliches Selbstbestimmungsrecht und Souveränität versus europäische Integration.⁵

Im Unterschied zu Ideologien kann man – weniger dogmatisch, diskursiv analysierbar - Integrationsphilosophien im Kontext der globalen Integration ausfindig machen, die auch bereits um Anerkennung konkurrieren: humanistisches, universalistisches, kosmopolitisches, weltbürgerliches Denken⁶.

4. Globalisierung als Innovationsprozess

Was ist nun *neu* am Vorgang Globalisierung, von dem wir wortbegrifflich seit Mitte der achtziger Jahre biometrisch gesehen verstärkt sprechen? Schließlich gab es schon immer den Welthandel, es gab und gibt Weltsprachen, Weltkir-

⁵ Vgl. Saskia Sassen: *Das Paradox des Nationalen*, Frankfurt/Main 2008.

⁶ Kwame Anthony Appiah: *Der Kosmopolit. Philosophie des Weltbürgertums*, Bonn 2007.

chen, weltweite Verbindungen (stark vereinfacht durch telegraphische Verbindungen seit Ende des 19.Jh.s), usw.

Neu ist unter anderem, dass

- technisch bedingt die Reichweite menschlichen Handelns und Produzierens stark ausgeweitet sowie die Reichweite des Kommunizierens enorm erleichtert wurde und in Echtzeit ablaufen kann.
- die physische Präsenz durch eine virtuelle substituierbar wurde, globale Konnektivität stark zunimmt.
- die Reichweite des Handelns und der Vernetzungsmöglichkeiten unbegrenzt, grenzenlos, global wurde, dass von einer Ent-Fernung der Entfernung gesprochen wird.
- durch die mediale Perspektive eine – gefühlte? - Nähe entsteht, das „globale Dorf“, die schon zu einer Art Unübersichtlichkeit führte.
- es schwierig ist zu begreifen, dass es zwar globale Reichweiten, Verbreitungsgrade, Netzwerke, Medialität usw. gibt, dass aber eine ubiquitäre menschliche Existenz nicht möglich ist, sondern es nach wie vor auf eine Art Vor-Ort-Qualität ankommt: „Wir können nicht im Globalen wohnen.“⁷ Die Welt scheint grenzenlos geworden zu sein, aber die Auseinandersetzung geht darum, wie Globalität und Humanität kompatibel gemacht werden können. Insofern stellt sich dieses Begreifen als Aufgabe besonders den *humanities*, Maßstäbe zur Bewertung globaler Vorgänge zu finden.

Die subglobalen Strukturen wie die Kulturen z. B. leben weiterhin ihre spezifischen Ethiken, Staaten betreiben ihre Politikperspektiven. Die trügerische Nähe des Fernen enthebt uns nicht, eigene Werte zu leben. Trotzdem: die Frage nach der universellen Gültigkeit von moralischen und ethischen Überzeugungen

⁷ Rüdiger Safranski: *Wieviel Globalisierung verträgt der Mensch?*, Frankfurt a.M. 2004, S. 24.

stellt sich mit hoher Dringlichkeit neu angesichts globalisierungsbedingt medial wahrgenommener Ereignisse.

5. Globalität und Regionalität

Während des fortlaufenden Globalisierungsvorgangs können regional-spezifisch *Verdichtungsräume* der Globalisierung ausgemacht werden. Die bekannte Fotoaufnahme des Globus bei Nacht legt ein wenig offen, wo solche Verdichtungsräume⁸ identifizierbar sein könnten. Diese Räume sind Regionen, in denen Globalität Gestalt annimmt, also Strukturen des Globalen entstanden sind und das globale Netz sehr dicht gewebt ist.

Globalität und Regionalität⁹ müssen demnach keine Widersprüche sein. Es ist von einer Multiregionalität des Globalen auszugehen, davon, dass es global gesehen mehrere Räume auf der Erde gibt, deren globale Vernetzung unstrittig ist, und sie insofern Globalität repräsentieren. Multiregionalität ist ein neutralerer Begriff als der im politischen Kontext verwendete Begriff der Multipolarität (Chantal Mouffe). Es gibt eben nicht eine Welt der Globalität und der globalen Vernetzung, sondern viele und entsprechend viele Weltsichten, die sich aufeinander beziehen. Auch das jeweilige *Stadium der Globalität* kann unterschiedlich entwickelt sein. Mit unterschiedlichen Deutungen der Globalität ist deshalb zu rechnen, die forschungsspezifisch zu beachten sind. Wann die Schwelle zur Globalität überschritten ist, das ist noch nirgendwo verbindlich definiert, also eine sozialwissenschaftliche Aufgabe.

⁸ Ähnlich Jürgen Osterhammel, Niels P. Petersson: *Geschichte der Globalisierung*, 4. A., München 2007, S. 24; vgl. auch den instruktiven Beitrag von Niels Petersson: *Globalisierung und Globalisierungsdiskurse. Netzwerke, Räume, Identitäten*, in: Reiner Marcowitz (Hrsg.): *Nationale Identität und transnationale Einflüsse. Amerikanisierung, Europäisierung und Globalisierung in Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg*, München 2007, S. 87 -103.

⁹ Jürgen Mittelstraß: *Regionalität versus Globalität. Zur Befindlichkeit des Denkens in einer Informations- und Innovationsgesellschaft*, in: Ulrich Steger (Hrsg.): *Facetten der Globalisierung. Ökonomische, soziale und politische Aspekte*, Heidelberg 1999, S. 221 – 232; Georg Mein: *Hetreotopien und andere Gegenorte. Raumtheoretische Konzeptionen von Regionalität und Globalität und ihre politischen Implikationen*, in: Wilhelm Amann, Georg Mein, Rolf Parr (Hrsg.): *Periphere Zentren oder zentrale Peripherien? Kulturen und Regionen Europas zwischen Globalisierung und Regionalität*, Heidelberg 2008, S. 31 – 45.

6. Globalität: Gewinn oder Verlust an Humanität?

Gleichwohl ist nicht zu bestreiten, dass durch die globale Vernetzung und vor allem durch die Medialität auch *globale Integrationsprozesse* ausgelöst wurden, die dazu führen, dass man zwar nicht von einer politischen Konvergenz sprechen kann, wohl aber von einer *medialen Globalität* und damit von einer Weltöffentlichkeit, hinter die zurück zu fallen schwer fallen dürfte. Aus symbolischer Perspektive könnte man sagen: *Public eye* nannte man in überschaubareren Kontexten den Effekt, dass nichts einer beobachtenden Öffentlichkeit entgeht. Dieser Zustand, dass eine *kritische Weltöffentlichkeit* besteht, unterfüttert den Prozess der Globalisierung von einer moralischen Seite her. „Schlagt ihn tot, das Weltgericht fragt Euch nach Gründen nicht“: Diesen frivolen Zustand der Abkapselung und Dehumanisierung gibt es nicht mehr. Geltung beanspruchende Strafgerichte – insofern ein universalistisches Denken - stehen dem ebenso entgegen wie die weltweite Öffentlichkeit schlechthin. Illusionär wäre es allerdings anzunehmen, dass es wegen dieser Weltöffentlichkeit nicht mehr zu Barbarismen käme.¹⁰

Es steht damit erneut die implizite These im Raum, dass sich Globalität und Humanität nicht gegeneinander entwickeln, sondern dass es eher umgekehrt einen Prozess des Gewinns an Humanität gibt, dessen forschungsbezogene Begründung höchst relevant sein dürfte.

Prozesse der Differenzierung eines internationalen Rechts, die den bereits eingetretenen Zustand der Globalität und nicht mehr nur des Globalisierungsprozesses ausprägen, sind zu beobachten. Das Recht ist aber nicht *die* Steuerungsinstanz im Globalisierungsprozess. Technologische und ökonomische Prozesse und Gegenstandsbereiche gehen vor, machen allerdings zuerst wiederum eine politische Gestaltungsaufgabe erforderlich, aus der sich dann erst eine rechtliche Lösung ergibt. Auf einer Metaebene (*metabasis*) wären diese Entwicklungen geisteswissenschaftlich zu reflektieren, der erwähnte Zusammenhang von Humanität und Globalität zu rekonstruieren.

¹⁰ „Die neue *conditio humanitas* liegt demnach in der geweckten Aufmerksamkeit und Bewusstheit für die Globalität und Zerbrechlichkeit dieser *conditio humanitas* am Ende des 20. Jahrhunderts.“, Ulrich Beck: aaO, S. 88.

7. Global Turn

Der Kulturvergleich tangiert Fragen, ob der nicht nur kulturwissenschaftlich anzunehmende *global turn* – er ist epochenkonstitutiv, gebiert die Wende in ein *global age*¹¹, wie erwähnt - auch gewinnbringend mit Ansätzen der sogenannten *Hybridität*¹² und der *Multikulturalität* verknüpfbar ist, ob also die *postcolonial studies* tatsächlich Erkenntnis gewinnend Globalität skizzieren können.

Der *global turn* in der geistes- und kulturwissenschaftlichen Perspektive stellt sich insofern ein, als alle Globalisierungsprozesse ja nicht a-kulturell ablaufen, sondern durchaus auch kultur-affin, d.h. zu fragen ist, wie oben bereits nun schon öfter, welche Beiträge kulturelle oder auch zivilisatorische, ja auch geistige und gar philosophische Dispositionen zur Gestaltung von Globalität geleistet haben – also eine Art nachweberianische Untersuchung der Wirkung - z.B. von Ethiken - auf eben diesen Fortschritt hinsichtlich der Entstehung von Globalität.

Global turn bedeutet aber sicherlich auch, dass eben regionale Verdichtungsräume, s.o., sich nur noch zu einem größeren Ganzen – dessen Vielfalt unbestritten ist – in Beziehung setzen lassen, mithin das Regionale in seiner Funktion für das Globale zu spiegeln ist.

In diesem Kontext kann auch endlich auf die Globalität Europas oder wie sie sich in Europa darstellt und wie man sich zu ihr verhält – Gestaltung -, thematisiert werden. Dass Europa nach den eingangs erwähnten Kriterien Globalität verkörpert, dürfte unstrittig sein. Unschwer lässt sich auch konstatieren, dass Europa zuerst in ein „global age“ (Martin Albrow, 1996) eingetreten ist.

¹¹ Martin Albrow: *The Global Age: State and Society beyond Modernity*, Stanford 1996; ders.: *The position of the moderns in conditions of globality*, in: *Soziale Welt*. 13, 1999, S. 551-564.

¹² Zwar nicht besonders eindrucksvoll konzipiert, aber dafür viel zitiert: Elisabeth Bronfen, Benjamin Marius, Therese Steffen (Hrsg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*, Tübingen 1997; darin viel zitierte Aufsätze von Homi K. Bhabha. Vgl. auch zu Charles Taylors Thesen: Hartmut Rosa: *Identität und kulturelle Praxis. Politische Philosophie nach Charles Taylor*, Frankfurt a.M. 1996, S. 470 ff.

Markus Gabriel

Die Sprache des Transfiniten

1. Vorbemerkung

Der Begriff des Transfiniten entstammt der von Georg Cantor begründeten transfiniten Mengenlehre. Bekanntlich ist es im Zuge der Begründung und Durchführung der Mengenlehre Anfang des 20. Jahrhunderts zur Entdeckung von Paradoxien gekommen, was zu einer Grundlagenkrise geführt hat, die philosophisch weite Kreise, von Russell und Frege bis zu Wittgenstein und von Husserl über Heidegger bis in die französische Gegenwartsphilosophie etwa bei Alain Badiou gezogen hat. Da ich kein Mathematiker bin, werde ich mir auch nicht anmaßen, mittels mathematischer Methoden etwas über das Transfinite auszumachen. Dennoch möchte ich mit zwei bemerkenswerten Definitionen bzw. Beobachtungen Cantors beginnen.

Cantor definiert in seinen „Beiträgen zur Begründung der transfiniten Mengenlehre“ den Begriff der Menge, wie man sagt „naiv“, folgendermaßen:

„Unter einer ‚Menge‘ verstehen wir jede Zusammenfassung M von bestimmten wohlunterschiedenen Objekten m unsrer Anschauung oder unseres Denkens (welche die ‚Elemente‘ von M genannt werden) zu einem Ganzen.“¹

Mengen sind demnach das Resultat eines theoriebildenden Prozesses, einer Operation. Sie verdanken sich einer Zusammenfassung, einer Synthesis, die ein Ganzes hervorbringt, das es vorher nicht in derselben Weise gab, in welcher die Elemente der Menge existieren. Dies leuchtet scheinbar unmittelbar ein. Wenn wir etwa die Menge aller Tische in diesem Raum bilden, so gibt es die Elemente der Menge, die Tische, wohl auch unabhängig davon, dass wir die Menge

¹ Cantor, Gerog: Beiträge zur Begründung der transfiniten Mengenlehre, Erster Artikel, in: Mathematische Annalen 46/4 (1895), 481-512, hier: 481.

bilden, das heißt die Tische zusammenfassen, während es die Menge selbst nicht unabhängig davon gibt, dass wir sie gebildet haben. Dies sieht man deutlicher, wenn man abstruse Mengen, wie etwa die Menge aller Eifeltürme plus Seziermesser bildet, oder wenn wir die Menge alles dessen bilden, was noch nicht existiert und was niemals existieren wird. Von diesen Mengen wird man nicht geneigt sein zu behaupten, dass sie unabhängig davon existieren, dass wir sie bilden, wobei letztere überdies Elemente enthält, die nicht existieren.

Eine für die mathematische Mengenlehre relevante Menge erhält man Cantor zufolge dadurch, dass man in einem „zweifachen Abstraktionsakt“ sowohl „von der Beschaffenheit ihrer verschiedenen Elemente m und von der Ordnung ihres Gegebenseins abstrahiert“². Diese Abstraktion konstituiert allererst eine Menge, „die als intellektuelles Abbild oder Projektion der gegebenen Menge M in unserm Geiste Existenz hat.“³

Dies bedeutet, dass Mengen intelligible Gebilde sind: Sie existieren nur als Resultat einer theoriebildenden Operation. Unter „Theorie“ verstehe ich im Allgemeinen eine Menge von wahrheitsfähigen Behauptungen, die sich auf einen Gegenstandsbereich beziehen. Sobald ein Theorierahmen feststeht, der festlegt, was in einem Gegenstandsbereich vorkommen kann und was nicht, das heißt sobald ein Begriff dessen vorliegt, was ein Element eines Gegenstandsbereiches sein kann, eröffnet sich die Möglichkeit wahrheitsfähiger Behauptungen. An dieser Stelle unterscheide ich freilich bereits zwischen Mengen und Gegenstandsbereichen. Mengen haben die von der Mengenlehre festgelegten Eigenschaften, wodurch sie mathematisch und das heißt nicht mehr „naiv“ definiert werden. Mengen kommen dabei allerdings nur in einem Gegenstandsbereich unter anderen vor, das heißt im Gegenstandsbereich der Mengenlehre. Gegenstandsbereiche legen Regeln der Anordnung der in ihnen vorkommen können Elemente fest und abstrahieren deswegen keineswegs von der Ordnung des Gegebenseins der Elemente. Deswegen sind Mengen nicht mit Gegenstandsbereichen identisch, was u.a. zur Folge hat, dass die Menge aller Gegenstandsbereiche größer als die Menge aller Mengen ist.

Im Ausgang von Cantors Definition von „Menge“ mitsamt seiner These, Mengen seien intelligible Gebilde, schlage ich also eine Theorie vor, deren Gegen-

² Ibid., 481f.

³ Ibid., 481f.

standsbereich Gegenstandsbereiche sind. Gegenstände kommen immer nur in Gegenstandsbereichen vor, da sie nur auf diese Weise „bestimmte wohlunterschiedene Objekte“ sind. So wird etwa ein bestimmtes Gesetz, das in unserem Staat verabschiedet wird, nur dadurch zum Gegenstand, dass es im Gegenstandsbereich „Bundesrepublik Deutschland“ vorkommt. „Dasselbe“ Objekt könnte etwa auch als beliebiges Schriftstück oder als bloß historisches Ereignis klassifiziert werden, wodurch es u.U. in einen anderen Gegenstandsbereich eingeordnet würde.

„Dasselbe“ Objekt gibt also die Möglichkeit frei, in verschiedenen Gegenstandsbereichen vorzukommen. Wie ich noch ausführen werde, folgt daraus m.E., dass die Selbigkeit des Objekts, seine Identität, in gar nichts anderem bestehen kann, als in der Möglichkeit, in verschiedenen Gegenstandsbereichen vorzukommen, wodurch der Begriff des Transfiniten und das Problem einer Sprache des Transfiniten ins Spiel kommt. Doch zunächst möchte ich in aller Kürze ein Argument für die notwendige ontologische Kreativität einer jeden Theoriesprache im Ausgang vom Weltbegriff entwickeln. Denn auf diese Weise lässt sich die Relevanz der von mir angestrebten Grundlegung einer Theorie der Gegenstandsbereiche für das Thema „Globalität“ verdeutlichen.

2. Die Paradoxie des Weltbegriffs

Wittgenstein hat darauf hingewiesen, dass die Welt nicht lediglich eine Gesamtheit von Dingen sein kann. Denn alles, was es gibt, gehört zur Welt, kommt in der Welt vor. Nun gibt es aber offensichtlich nicht nur Dinge, sondern auch Tatsachen, das heißt bestehende Sachverhalte. So ist es ein bestehender Sachverhalt, dass Köln nördlich von Bonn liegt oder dass der Mond größer ist als er dem bloßen Auge erscheint. Diese Tatsachen sind selbst keine Dinge und dennoch gibt es sie, da sie in der Welt vorkommen. Allerdings übersieht Wittgenstein im *Tractatus logicophilosophicus*, in dem es gleich zu Beginn um den Weltbegriff geht, dass es nicht nur Dinge, Gegenstände, und Tatsachen, sondern auch Gegenstandsbereiche gibt. Z.B. gibt es den Gegenstandsbereich der italienischen Renaissance.

Gegenstandsbereiche kommen mithin ebenfalls in der Welt vor. Wie verhält sich die Welt nun zu Dingen, Tatsachen und Gegenstandsbereichen? M.E. so,

dass sie derjenige Bereich ist, in dem alle Bereiche vorkommen. Dies meint Heidegger, wenn er die Welt als den „Bereich aller Bereiche“⁴ auffasst. Dinge und Tatsachen kommen in der Welt nur als „bestimmte wohlunterschiedene Objekte“ vor, weil Gegenstandsbereiche bestehen, die Dinge und Tatsachen als so-und-so bestimmte einordnen. Denn Gegenstandsbereiche werden durch semantische Regeln konstituiert, die bestimmen, als was etwas im Lichte der Regeln ihrer Anordnung erscheinen kann. Das heißt dass die ontologische Bestimmtheit von Dingen und Tatsachen sich dem Umstand verdankt, dass sie in Gegenstandsbereichen vorkommen.

Frege hat nun u.a. in seinem „Dialog mit Pünjer über Existenz“ vorgeschlagen, Existenz nicht als Eigenschaft von Dingen, sondern von Begriffen aufzufassen. Wenn wir behaupten, dass etwas Bestimmtes, z.B. blaue Würfel, existiert, so behaupten wir damit, dass der Begriff ... ist ein blauer Würfel nicht mit der leeren Menge identisch ist, das heißt dass etwas unter ihn fällt.

„In den Sätzen »Es gibt Menschen« und »Es gibt keine Zentauren« findet auch eine Klassifikation statt. Sie klassifizieren aber nicht das Ding, das in dem einen Falle gar nicht da ist, in dem anderen nicht in eine von zwei Klassen eingereiht wird, sondern Sie klassifizieren die Begriffe »Mensch« und »Zentaur«, indem Sie den einen in die Klasse von Begriffen bringen, unter die etwas fällt, den anderen von dieser Klasse ausschließen.“⁵

Alles, was existiert, ist mithin begrifflich gebunden, da es ansonsten gar nicht existieren könnte, wenn es denn korrekt ist, dass Existenz eine höherstufige Eigenschaft nicht von Dingen, sondern eben von Begriffen ist. Nun ergibt sich Frege zufolge eine Paradoxie, wenn man die Frage stellt, ob die Begriffe, die Gegenstände als bestimmte hervortreten lassen, selbst irgendwie sind, z.B., ob sie existieren oder ob sie Begriffe sind, die Gegenstände als bestimmte hervortreten lassen. Jeder Versuch, Fragen dieser Art zu beantworten, führt unweigerlich dazu, dass die Begriffe, die wir dabei investieren, damit zu Gegenständen werden und ihren Begriffsstatus einbüßen, gerade weil wir uns ihnen mit der Absicht zuwenden, sie zu bestimmen. Begriffe sind an sich potentiell ungesättigte Funktionen, das heißt unbestimmt. Bestimmt man sie, indem man etwas

⁴ Heidegger, Martin: Vorträge und Aufsätze, 10. Auflage, Stuttgart 2004, 270.

⁵ Frege, Gottlob: „Dialog mit Pünjer über Existenz“, in: Ders.: Schriften zur Logik und Sprachphilosophie. Aus dem Nachlaß, hrsg. von Gottfried Gabriel, Hamburg 2001, 1-22, hier: 3.

über sie aussagt, verwandeln sie sich damit unter der Hand zu Gegenständen. Deshalb ist Frege zufolge der folgende Satz zugleich wahr und paradox (Freges Paradox):

(FP) Der Begriff *Pferd* ist kein Begriff.⁶

Überträgt man das Problem, auf das Frege damit stößt, aus dem Kontext seines logizistischen Programms, die harte Objektivität der Mathematik in einer Theorie des Begriffs, das heißt eben logisch und semantisch zu fundieren, in den Kontext einer Theorie der Gegenstandsbereiche, stellt sich das Problem folgendermaßen dar: Wir sind imstande, über Gegenstandsbereiche zu quantifizieren, indem wir etwa beobachten, dass es einige Gegenstandsbereiche gibt. Damit werden die Gegenstandsbereiche zum Gegenstand einer Theorie. Für diese Theorie gelten *ex hypothesi* wiederum Regeln, die festlegen, unter welchen Bedingungen etwas in ihr als einem höherstufigen Gegenstandsbereich vorkommen kann usw. *in indefinitum*. Im Medium *dieser* Theorie zeigt sich nun, dass die Welt als Inbegriff des Existierenden alle Gegenstandsbereiche umfassen können muss, damit sie existieren können. Sie ist also der Bereich aller Bereiche. Dieser Bereich kann selbst nicht existieren, da er nicht wiederum in einem höherstufigen Bereich vorkommen kann. Das heißt, dass die Welt selbst kein „wohlunterschiedenes bestimmtes Objekt“ sein kann, da sie nirgends neben irgendetwas anderem, das heißt in einem Unterschied vorkommen kann. Erschiene die Welt in irgendeinem Gegenstandsbereich, so wäre sie dadurch bestimmt, dass sie sich entweder als in ihm vorkommende von diesem Gegenstandsbereich unterscheidet oder sich dieser Gegenstandsbereich zumindest von anderen Gegenstandsbereichen unterscheidet. In beiden Fällen hätten wir einen Gegenstandsbereich hervorgebracht, in dem die Welt und irgendetwas Anderes vorkommt. Doch dieser Gegenstandsbereich wäre mit dem gesuchten Bereich aller Bereiche identisch, so dass wir die Welt wiederum nicht

⁶ Frege, Gottlob: „Über Begriff und Gegenstand“, in: Ders.: Funktion – Begriff – Bedeutung. Hrsg. von Mark Textor, 2. durchgesehene Auflage, Göttingen 2007, 47-60, hier: 51. Dies ist Freges Version des Problems der Vergegenständlichung, wie er im Anschluß ausführt: „Man hat bei logischen Untersuchungen nicht selten das Bedürfnis, etwas von einem Begriffe auszusagen und dies auch in die gewöhnliche Form für solche Aussagen zu kleiden, daß nämlich die Aussage Inhalt des grammatischen Prädikats wird. Danach würde man als Bedeutung des grammatischen Subjekts den Begriff erwarten; aber dieser kann wegen seiner prädikativen Natur nicht ohne weiteres so erscheinen, oder, genauer gesprochen, er muß durch einen Gegenstand vertreten werden, den wir mittels der vorgesetzten Worte »der Begriff« bezeichnen“ (ibid., 51f.).

von irgendetwas Anderem unterschieden hätten. *Die gleichsam auf dem Bildschirm der Theorie der Welt als Welt auftauchende Welt, die sich von irgendetwas unterscheidet, unterscheidet sich notwendig von der Welt der Theorie* (im Sinne eines genitivus objectivus und subjectivus). Das heißt, dass die Welt prinzipiell nicht existieren kann, wenn Existenz die Eigenschaft von Gegenstandsbereichen ist, dass etwas in ihnen vorkommt.

Dieser Gedankengang kombiniert Freges These, dass Existenz eine höherstufige Eigenschaft von Begriffen ist, mit der These, dass Begriffe sich als Gegenstandsbereich-konstituierende Funktionen auffassen lassen. Hinzu kommt die uralte, seit Platon geläufige und von Hegel auf die Spitze getriebene These, dass Bestimmtheit Negation, das heißt Differenz voraussetzt. Ich nenne diese Kreuzung von Frege und Hegel naheliegenderweise: „Fregel“.

Aus den skizzierten Gründen kann man also nicht sagen, dass die Welt existiert. Im traditionellen (wie Luhmann sagen würde: alteuropäischen) Kosmos-Denken stellte sich die Sache freilich noch anders dar, wenn man auch mit Hegel vermuten darf, dass der „Akosmismus“, die These von der Nicht-Existenz der Welt, auf die eine oder andere Weise, aber jedenfalls mit anderen Argumenten von Parmenides, Gorgias, Spinoza und anderen vertreten wurde.⁷ Der klassische Akosmismus unterschied allerdings noch nicht zwischen Gegenständen und Gegenstandsbereichen und nahm schon gar nicht an, dass es eine Pluralität von Gegenstandsbereichen gibt. Die Situation hat sich demnach wesentlich verändert. Dass die Welt nicht existiert, ist eine ontologische These. Aus ihr folgt in gar keinem Sinne, dass es keine Gegenstände oder Gegenstandsbereiche gibt, das heißt keine ontische Paradoxie. Es verhält sich vielmehr umgekehrt: Gerade weil die Welt selbst nicht existiert, existiert irgendetwas Anderes, das heißt eben alles, was existiert. Die Welt ist somit eine ontologische Voraussetzung der möglichen Differenz von Gegenstandsbereichen, weil sie als nicht gegenständlich einzuholender Bereich aller Bereiche die Pluralität der Bereiche ermöglicht. Nur kann sie eben nicht zum Gegenstand gemacht werden und dies bedeutet, dass alle Aussagen über die Welt, auch diese, nicht über etwas sprechen, was es an sich gibt, sondern einen konstitutiven Entzug zur Sprache bringen. Dieser konstitutive Entzug stellt sich je nach theoretischen Darstellungsvorlieben völlig verschieden dar, das heißt es gibt keine Theorie,

⁷ Vgl. dazu etwa Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften (1830). Hamburg 1991, §50, Anm.

auch diese nicht, die imstande wäre, ihre eigene Bestimmtheit hinter sich zu lassen und ihre Gegenstände mitsamt den Regeln ihrer Anordnung zu thematisieren.

Unter Rekurs auf Alain Badiou's *L'être et l'événement* verstehe ich nun unter dem Transfiniten eine unendliche Proliferation. Diese wird dadurch in Gang gehalten, dass neue Ordnungen des Gegebenseins, das heißt neue Gegenstandsbereiche spontan durch das Auftauchen neuer diskursiver Praktiken generiert werden, so dass immer wieder die Möglichkeit einer Revision des Gegebenen miterzeugt wird. Denn kein Gegenstandsbereich entgeht dem konstitutiven Entzug, der sich nur immer wieder anders gestaltet, so dass es immer einen Überschuss an Möglichkeiten gibt, die Welt anders zu sehen, das heißt Gegenstände anders einzublenden, andere Ordnungen hervorzubringen. Das Transfinite ist demnach nichts Stabiles, sondern Resultat theoriebildender Operationen.

Bei alledem entspricht die ontologische Skizze, die ich hiermit vorstelle, den gegenwärtig bestehenden Verhältnissen, das heißt wie alle Philosophie ist sie *nolens volens* ein Reflex ihrer, das heißt unserer Zeit. Denn wie Jean-Luc Nancy in *Le Sens du Monde* konstatiert, der immer wieder versucht hat, das Phänomen der Globalisierung, der *Mondialisation*, philosophisch zu reflektieren:

„Es gibt keine Welt mehr: keinen *mundus*, keinen *kosmos*, keine zusammengesetzte und intern vollständige Ordnung, in deren Innerem man einen Ort, einen Aufenthalt und die Grundpfeiler einer Orientierung finden könnte. Das heißt, es gibt kein „Hienieden“ einer Welt mehr, die Raum gibt für ein Jenseits der Welt oder für eine andere Welt. Es gibt keinen Weltgeist mehr, keine Geschichte, die man vor seinem Tribunal aufführen könnte. Anders gesagt, gibt es keinen Sinn der Welt mehr.“⁸

Genau diese Abwesenheit zeigt sich im Medium der Begriffsbildung als das Transfinite und das heißt als die Möglichkeit, den konstitutiven Entzug zum Gegenstand einer Theorie zu machen, wodurch er sich als Entzug zeigt und

⁸ Meine Übersetzung von Nancy, Jean-Luc: *Le Sens du monde*. Paris 1993, 13: „Il n'y a plus de monde : plus de *mundus*, plus de *cosmos*, plus d'ordonnance composée et complète à l'intérieur ou de l'intérieur de laquelle trouver place, séjour, et les repères d'une orientation. Ou encore, il n'y a plus l'«ici-bas» d'un monde donnant passage vers un au-delà du monde ou vers un outre-monde. Il n'y a plus d'Esprit du monde, di d'histoire pour conduire devant son tribunal. Autrement dit, il n'y a plus de sens du monde.“

dennoch nicht zum Gegenstand werden kann. Gerade weil sich etwas entzieht, ist der Kreativität der Theoriebildung kein ultimativer Abschluss beschieden.

3. Die Sprache des Transfiniten

Wie gesagt, ist die Welt in meinen Augen der Name für einen sich entziehenden Bereich aller Bereiche. Wir können die Welt als abwesende Bedingung der Möglichkeit „wohlunterschiedener bestimmte Objekte“, um noch einmal Cantors Formulierung aufzugreifen, nur dann überhaupt erfahren, wenn wir die Erfahrung machen, dass wir sie in keiner bestimmten und das heißt endlichen Darstellungsform – sei diese nun mathematisch, lyrisch oder auf irgendeine sonstige Weise beschaffen – vollständig einholen können. Die existierende Pluralität von Gegenstandsbereichen ist mithin paradoxerweise für die Welt konstitutiv. Da es die Welt nicht gibt, sie existiert ja nicht, kann sie sich nur dann als abwesende Bedingung zeigen, wenn es eine Pluralität von Gegenstandsbereichen gibt. Ohne diese Pluralität von Zugangsweisen käme die Welt nicht einmal zur Erscheinung. Konkret bedeutet dies, Globalisierung ohne Hegemonie zu denken. Es kann keinen hegemonialen Gegenstandsbereich geben, der alle anderen Gegenstandsbereich aufhebt, da er sich damit selbst als Gegenstandsbereich aufhöbe. Die Abwesenheit der Welt, von der Nancy spricht und die schon seit Jahrzehnten eines der Themen Derridas war, zeigt sich unter den Bedingungen der Globalisierung, da diese eine globale Neuordnung in Aussicht stellt und teilweise in Angriff nimmt, eine Neuordnung, die genau deswegen möglich ist, weil sie sich auf die abwesende Einheit einer unteilbaren Pluralität von Gegenstandsbereichen bezieht.

Wie kann es eine philosophische Sprache des Transfiniten geben? In der Tradition der Philosophie hat es viele Versuche gegeben, gegen die Grenzen des Sagbaren „anzurennen“, was Wittgenstein kurzum als „Anrennen gegen das Paradoxon“ bezeichnet hat.⁹ Bereits Parmenides und Heraklit waren Meister

⁹ Vgl. Wittgensteins Begriff des „Anrennens“, den er etwa in einem Gespräch mit Moritz Schlick vom 30.12.1929 bei Gelegenheit einer Diskussion über Heideggers Sein und Zeit verwendet: „Ich kann mir wohl denken, was Heidegger mit Sein und Angst meint. Der Mensch hat den Trieb, gegen die Grenzen der Sprache anzurennen. Denken Sie z.B. an das Erstaunen, dass etwas existiert. Das Erstaunen kann nicht in Form einer Frage ausgedrückt werden, und es gibt auch keine Antwort. Alles, was wir sagen mögen, kann a priori nur Un-

der Kunst, ihre Entdeckungen sprachlich abzubilden, das heißt eine Sprache, eine Darstellungsform zu entwickeln, die dem paradoxen Inhalt gerecht werden könnte, den sie darzustellen suchten. Parmenides, so kann man mutmaßen, schrieb nicht nur deswegen ein Lehrgedicht in Hexametern, weil ihm das Medium philosophischer Prosa schlichtweg noch nicht bekannt war, und auch Heraklit ist wohl kaum nur deswegen als der Dunkle, *ho skoteinos*, bezeichnet worden, weil es ihm nicht gelang, unabhängig von dialektischen Wortspielen dasjenige zur Sprache zu bringen, was ihm nur vage vorschwebte. Ähnliches gilt für Platon und die Tradition des Platonismus. Beinahe jede Revolution in der Philosophiegeschichte geht mit der Erfindung einer neuen Sprache, einer neuen Darstellungsform einher.

Die offenkundige Pluralität der Darstellungsformen wird dann spätestens im neunzehnten Jahrhundert, von der romantischen „progressiven Universalpoesie“ und Kunst des Fragmentes über die Hegelsche Dialektik bis hin zu Nietzsches gekonntem Ausdruck selbst zum Inhalt der Darstellung. Die Philosophie hat damit ihre eigene Geschichtlichkeit entdeckt. Hegel etwa erklärt deutlich, dass die Geschichte der Rationalität insgesamt eine Geschichte der Abfolge von Darstellungsformen ist. Einen besonders wegweisenden Schritt hat dann m.E. Heidegger im 20. Jahrhundert getan, in dessen Philosophie nach *Sein und Zeit* kaum zufällig die Sprache der Philosophie selbst zum Inhalt der Philosophie wird. Dies geht bereits bei Heidegger mit einer Besinnung auf den Weltbegriff einher.

Die Vermutung, mit der ich meine Überlegungen zum Abschluss bringen möchte, lautet, dass hinter all diesen Entwicklungen, die ich hier natürlich nur anklingen lassen kann, die folgende Beobachtung am Werk ist: Wenn wir uns auf einen Gegenstand zu beziehen beabsichtigen, der von dieser Bezugnahme ontisch unabhängig sein soll, so gelingt dies stets nur so, dass wir den Gegenstand auf eine bestimmte Weise, das heißt als Gegenstand in einem kontingenten Gegenstandsbereich einblenden. Der Gegenstand kann sprachlich gar nicht unabhängig davon erfasst werden, dass wir ihn fallibel unter einer bestimmten,

sinn sein. Trotzdem rennen wir gegen die Grenze der Sprache an. Dieses Anrennen hat auch Kierkegaard gesehen und es sogar ganz ähnlich (als Anrennen gegen das Paradoxon) bezeichnet. Dieses Anrennen gegen die Sprache ist die Ethik.“ (in: Waismann, Friedrich: Wittgenstein und der Wiener Kreis. Gespräche, aufgezeichnet von Friedrich Waismann, hrsg. von B.F. McGuinness, Oxford 1967, 68)

niemals alternativlosen Beschreibung in den Diskurs einblenden. Unsere objektive Ausrichtung setzt voraus, dass wir die angepeilten Gegenstände auch verfehlen können. Dies bedeutet u.a., dass wir nur deshalb um die Existenz von Gegenständen wissen, weil wir sie verschieden beschreiben können. Die Existenz von Gegenständen verweist somit auf unsere multiplen Zugangsweisen. Da diese wiederum in der Welt vorkommen, ermöglicht die konstitutive, ungegenständliche Absenz der Welt Gegenstände genau dadurch, dass eine Pluralität von Zugangsweisen in ihr vorkommt.

Sinnstiftung im Rahmen von multiplen Symbolisierungsprozessen ereignet sich unter Bedingungen der Globalisierung nur so, dass eine Pluralität von Zugangsweisen zugelassen wird. Ohne diese verlören sich die Gegenstände ins Nichts der Unbestimmtheit. Im Rahmen des Projekts „Die Gestaltung der Globalität aus Sicht der Geisteswissenschaften“ lassen sich meine Überlegungen als Beitrag zu einer Ontologie der Globalität auffassen. Diese Ontologie versteht sich nicht als transzendentes Unternehmen, das heißt sie geht nicht davon aus, dass die philosophische Reflexion auch nur potentiell von den sozialontologischen Konfigurationen ihrer Zeit abgetrennt werden kann. Vielmehr versucht die Philosophie, mit Hegel gesagt, ihre Zeit in Gedanken zu fassen. Für unsere Zeit gilt, dass der Sinn der Welt verschwunden ist. Deswegen heißt es, das Verhältnis von Sinn und Welt unter veränderten Vorzeichen neuzufassen. Dazu bedarf es einer Sprache des Transfiniten, die sich dem Paradoxon stellt, dass es kein einheitliches, allumfassendes Paradoxon, keine feststehende Grenze des Denk- und Sagbaren gibt, sondern dass jeder Diskurs seine eigenen Grenzen generiert. Dies gilt auch für die Sprache des Transfiniten, die sich bewusst dem Vorbehalt ihrer eigenen Revidierbarkeit unterstellt und damit ihre eigene Endlichkeit zur Darstellung bringt, indem sie gegen die Grenze eines konstitutiven Entzugs anrennt und immer wieder davon zu sprechen versucht, worüber man eigentlich nur schweigen kann.

Volker Ladenthin

Globalisierung und Bildung

1. Vorbemerkung

Die folgenden Ausführungen sollen mit einigen begrifflichen Überlegungen beginnen. Das (deutsche) *Wort* „Globalisierung“ ist ganz offensichtlich kein Fachterminus, der von nur einer Wissenschaft und in dieser eindeutig belegt würde. Vielmehr findet es sich in zahlreichen Wissenschaften,¹ oft metaphorisch gebraucht, aber auch in der Politik² oder in der Alltagssprache. Damit entsteht die Möglichkeit (aber auch die Gefahr), das Wort je nach eigener Absicht, sogar nach eigenem Gutdünken zu verwenden.³ Diese sprachöffentliche Situation führt zu zwar großer Interpretationsfreiheit, zugleich aber zu kommunikativen Irritationen. Hier müssen also Bestimmungen erfolgen, will man nicht aneinander vorbeireden: Jede Rede über Globalisierung muss also das Verständnis des Wortes umreißen.

2. Prozess einer Liberalisierung

Die folgenden Überlegungen wollen sich nicht mit „Der Globalisierung“ auseinandersetzen, sondern mit einer ganz bestimmten Auffassung von Globalisie-

¹ Rehbein, Boike; Schwengel; Hermann: Theorien der Globalisierung. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2008.

² Brock, Ditmar: Globalisierung: Wirtschaft - Politik - Kultur - Gesellschaft. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008.

³ Dellwing, Michael: Globalisierung und religiöse Rhetorik: Heilsgeschichtliche Aspekte in der Globalisierungsdebatte. Campus Verlag, Frankfurt/M; New York 2008.

rung, und zwar jener, die Globalisierung als Prozess einer Deregulation⁴ oder Liberalisierung⁵ versteht.

Zudem soll nicht allgemein nach den Besonderheiten der Globalisierung gefragt werden, sondern speziell danach, welche Bedeutung dieses bestimmte Verständnis von Globalisierung für den Bildungssektor hat,⁶ und zwar sowohl in der Theoriebildung wie in der Organisation. Als Beispiele wähle ich die schulbezogene Bildungspolitik⁷ und die Hochschulpolitik.⁸

3. Begriffsverständnis

Es lassen sich mindestens drei kategorial unterschiedliche Verwendungsweisen des Wortes „Globalisierung“ beobachten, wobei die dritte Verwendungsform bereits ein gewichtiges Problem darstellt.

3.1 Deskriptive Verwendung

Die erste Verwendungsweise ist die *deskriptive* Verwendung des Wortes. Danach beschreibt „Globalisierung“ eine in den Bereichen Wirtschaft aber auch Kultur und Politik zu beobachtende Entwicklung. Es wird darauf hingewiesen, dass zunehmend wirtschaftliche Prozesse, aber auch politische Entscheidungen oder kulturelle Events weder isoliert in bestimmten Ländern stattfinden noch allein durch Entscheidungen in diesen Ländern zu steuern sind. Dieser Zustand ist empirisch zu dokumentieren.

Im Unterschied zu einer hegemonialen oder imperialistischen Deutung übernationaler Ansprüche wird bei einer Globalisierung die *prinzipielle* Gleichwertig-

⁴ Donges, Jürgen B.: Deregulierung von Märkten, globaler Wettbewerb und neue Ökonomie. Schöningh, Paderborn 2002.

⁵ Müller, Klaus: Globalisierung. Campus Verlag, Frankfurt/M. 2001.

⁶ Vgl. einführend: Angilletta, Salvatore P.: Individualisierung, Globalisierung und die Folgen für die Pädagogik. Leske + Budrich Verlag, Opladen 2002.

⁷ Fuchs, Hans-Werner; Reuter, Lutz R.: Bildungspolitik in Deutschland. Entwicklungen, Probleme, Reformbedarf. Leske + Budrich Verlag, Opladen 2000.

⁸ Kocabiyik, Hasan: Der Bologna-Prozess: Europäisierungspolitik der Hochschulen: Der Bologna-Prozess im Zusammenhang mit der Globalisierung, Internationalisierung und Europäisierung. VDM Verlag, Saarbrücken 2009.

keit aller an diesem Prozess Beteiligten vorausgesetzt. Es ist die *prinzipielle* Gleichwertigkeit von Marktteilnehmern. Dieses spezielle Merkmal lässt eine Unterscheidung von Konzepten zu, die in früheren Zeiten ubiquitäre (politische, ökonomische, militärische oder rechtliche) Geltung über tribale oder nationale Grenzen hinaus beanspruchten.

3.2 *Präskriptive Verwendung*

Die zweite Verwendung des Wortes „Globalisierung“ ist präskriptiv. Sie besagt, dass die Märkte das politische System, den Kulturaustausch, Rechtsansprüche, militärische Bündnisse globalisieren, d.h. ubiquitär sein *sollen*. Der Terminus „Globalisierung“ bezeichnet etwas, was nach Auffassung z.B. der Wirtschaftsfachleute nicht etwas ist, was immer schon war oder schon ist oder in jedem Fall kommt – sondern etwas, das *sein soll*. „Globalisierung“ ist bei diesem Gebrauch eine *Sollensvorstellung*. Da die Globalisierung gegenwärtige Praxis (z.B. gegenwärtiges Recht) verändern *soll*, müssen veritable Gründe für die Neu-Gestaltung der bestehenden Welt angegeben werden.

Beide Konzeptionen stellen – systematisch und theoretisch betrachtet – keine besondere Herausforderung der Wissenschaften dar, denn die Deutung der Welt und ihre begriffliche Fassung (Deskription) ist Kerngeschäft aller empirischen Wissenschaften; und die Aufstellung normativer Regeln für unterschiedliche Praxen wie Wirtschaft, Kunst oder Politik (Präskription) stellt auch keine bisher unbekannte Herausforderung in den Wissenschaften dar.

3.3 *Vermittelnde Position*

Es gibt aber eine dritte Verwendung des Wortes „Globalisierung“. Um sie zu erfassen, müssen das deskriptive und das präskriptive Konzept um ein drittes Konzept ergänzt werden. Auch wenn es vielleicht keine eingeführte oder allgemein akzeptierte Bezeichnung zur Charakterisierung dieses Konzeptes gibt, kann man seine Logik gut beschreiben: Das Konzept lautet: ‚Weil es die Globalisierung gibt (deskriptiv), müssen wir sie auch mitgestalten (präskriptiv).‘

Theoriegeschichtlich hätte man diese Aussage als ontologischen Fehlschluss bezeichnet, mit Friedrich Engels vielleicht als „Einsicht in die Notwendigkeit“ oder modern als „Trend“. Wir lesen hier die Auffassung, dass etwas vom Men-

schen willentlich Geformtes eine Dynamik und Kraft gewinnt, so dass es nun als etwas verstanden wird, das den Menschen bestimmt – ob er will oder nicht. *Der Mensch erscheint dem ausgeliefert, was er selbst gemacht hat.* Die Faktizität scheint vorzuschreiben, wie zu handeln ist.

Häufig finden wir dann Formulierungen wie „es gibt keine realistische Alternative“, „wir unterliegen den Zwängen der Globalisierung“⁹, es sei die „normative Kraft des Faktischen“¹⁰.

4. Globalisierung der Bildung

Aus theoretischer Sicht bedeutet dieses letzte Modell den Verzicht auf die Suche nach Alternativen, nach Handlungsspielräumen, letztlich auf Willensfreiheit. Nicht mehr Politik, Ethik oder Pädagogik (usw.) ordnen die Diskurse über das, was gelten soll; vielmehr fordert diese letzte Vorstellung von Globalisierung, dass sich diese Diskurse dem obersten, allerdings nicht in Frage stehenden und nicht in Frage zu stellenden Grunddiskurs unterordnen *sollen*. Da nicht nur die Fakten gegeben, sondern auch die Ziele vorgegeben sind, bräuchten wir keine eigene Reflexion in der Politik, in der Ethik oder in der Pädagogik (usw.) mehr, sondern nur noch Fachleute (Werbestrategen, Marketingexperten, Kommunikatoren, Mediatoren), die nach geeigneten Verfahren suchen, *das bereits Feststehende umzusetzen*. Zwar gebe es keine Globalisierung „von sich aus“, aber wer an ihr nicht mitwirke, verliere global betrachtet an Bedeutung.¹¹

⁹ Vgl. Müller, Matthias: Globalisierung als Sachzwang: Zur Wissenssoziologie einer politischen Debatte. VDM Verlag, Saarbrücken 2007. Oder, bereits ironisch-kritisch, in: Blätter für deutsche und internationale Politik (Hg.): Der Sound des Sachzwangs: Der Globalisierungs-Reader mit Beiträgen von Elmar Altvater, Noam Chomsky, Mike Davis, Erhard Eppeler, Johan Galtung, Jürgen Habermas, Samuel P. Huntington, Naomi Klein, Birgit Mahnkopf, Saskia Sassen u.a.. Blätter Verlagsgesellschaft, Bonn; Berlin 2006.

¹⁰ Die Formulierung geht auf den Staatsrechtler Georg Jellinek zurück. Vgl. Anter, Andreas (Hg.): Die normative Kraft des Faktischen: das Staatsverständnis Georg Jellineks. Nomos-Verlag, Baden-Baden 2004.

¹¹ „Um den Prozess der Globalisierung und den Übergang von der Industrie- in die Wissensgesellschaft zu meistern, müssen die Voraussetzungen für Bildung und Forschung ebenso verbessert werden wie die Voraussetzungen für die sich dynamisch entwickelnden Märkte.“ Aus: Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hg.): Bundesbericht Forschung 2000. [Berlin o.J.]. S.14.

Diese Auffassung ließe sich nun auf verschiedene Wirklichkeitsbereiche (oder „Praxen“)¹² übertragen. Man würde z.B. in der Pädagogik empirisch untersuchen, welche Kompetenzen global gefragt sind (oder für die Globalisierung gefragt sind), und dann nationale Bildungsinstitutionen danach ausrichten. Dieser Prozess liefe für die Schulen nicht anders als für die Universitäten, insofern sie als Qualifizierungsagenturen verstanden werden.

Ein kurzes Beispiel hierzu: Solche durch Globalisierung begründeten Ziele werden etwa für die PISA-Studie benannt – und es ist eine Frage der Zeit, wann sie, nach Bologna, auch für die Universitäten benannt werden. In der PISA-Studie ist zu lesen, dass man „Basiskompetenzen“ messen wolle – basal aber wofür? Erläutert wird diese Zielangabe durch die Erläuterung, dass unter Basiskompetenzen „Voraussetzungen für die (...) Teilhabe an Kommunikation“¹³ zu verstehen seien, grundlegende Kompetenzen, die man besitzen müsse, um die Aufgaben unserer Gesellschaft bewältigen zu können: „Der Gedanke der notwendigen *Universalisierung* der Basisqualifikationen wird in der angelsächsischen *Literacy*-Diskussion mit dem Argument neuer und infolge des sich beschleunigenden Wandels von der Industrie- zur Wissensgesellschaft steigender Qualifikationsanforderungen verknüpft. (...) Dieses Konzept von Literalität steht *auch im Hintergrund* der *internationalen* Rahmenkonzeption von PISA.“¹⁴ Es geht demnach der OECD (als Wirtschaftsorganisation) um die Durchsetzung eines zwar als „angelsächsisch“ bezeichneten, in Wirklichkeit aber *funktionalen* Bildungsbegriffs. Und es geht um das, was „Universalisierung“ genannt wird – in Wirklichkeit aber die *Globalisierung* der Bildung meint. Die Formulierung „im Hintergrund“ zeigt an, dass in dieser Argumentation *die letzte Begründung* gesehen wird. Man will in der OECD die Auflösung föderaler und letztlich auch nationaler Bildungssysteme. Ziel schulpädagogi-

¹² Dietrich Benner (Allgemeine Pädagogik. Eine systematisch-problemgeschichtliche Einführung in die Grundstruktur pädagogischen Denkens und Handelns. Juventa Verlag, Weinheim; Basel 2005 (5. korr. Aufl.)) unterscheidet die sechs „koexistentialen Praxen“ Ökonomie, Ethik, Pädagogik, Kunst und Religion, die zu den Existentialen Freiheit, Geschichtlichkeit, Sprachlichkeit (und Leiblichkeit) in Bezug gesetzt werden.

¹³ Baumert, Jürgen: Deutschland im internationalen Bildungsvergleich. (Vortrag von Prof. Dr. Jürgen Baumert anlässlich des dritten Werkstattgespräches der Initiative McKinsey bildet, im Museum für ostasiatische Kunst, Köln. September 2002.) S. 8.

¹⁴ Baumert, Jürgen u.a.: PISA 2000: Untersuchungsgegenstand, theoretische Grundlagen und Durchführung der Studie. In: Deutsches PISA-Konsortium (Hg.): PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Leske + Budrich Verlag, Opladen 2001. S. 15-68. Hier S. 20.

schen Handelns soll die Transformation von materialer Kulturidentität in globale und daher nur noch formal zu beschreibende Basiskompetenzen sein. Das *Allgemeine der Bildung* wird durch die Angleichung und *Standardisierung der Qualifikationen ersetzt*. Dem Prozess der „Globalisierung“ kommt der Charakter einer Letztbegründung zu. Warum nämlich *Globalisierung sein soll*, wird nicht mehr begründet.

Es fragt sich aber, ob „Universalisierung“ und „Globalisierung“, ob „Allgemeinheit“ und „Standardisierung“ nicht höchst unterschiedliche Kategorien darstellen. *Standardisierung* ist ein empirisches Kriterium. Es ist eine *willkürliche* Setzung. *Allgemeinheit* ist das Ergebnis, zu dem *jedes* besondere Denken kommen muss. (Die DIN A4 Norm ist eine *Standardisierung*. Die Maße sind willkürlich, sie gilt z.B. nur in Deutschland. Der Satz, dass „vernünftiges Handeln eine Zweckursache haben muss“, soll aber *allgemein* gelten, weil er (vielleicht) handlungstheoretisch notwendig ist.) Ebenso ist das andere Begriffspaar zu verstehen: Höflichkeitsformen mögen *global* gelten, aber *universal* sind sie erst, wenn sie ihren Geltungsanspruch z.B. unabhängig von räumlich-zeitlichen Bedingtheiten in jedem Fall aber „notwendig“ begründen können. Die Gleichsetzung von Standardisierung und Allgemeinem, von Globalisierung und Universalisierung scheint ein Hauptproblem der Theoriebildung im Bereich der Globalisierung zu sein.

5. Die normative Kraft der Globalisierung

Die Globalisierung geschieht für das PISA-Konsortium über Normierung und Standardisierung. Als Grund und Legitimation für diesen Wandel werden an der zitierten Stelle die von der wirtschaftlichen Situation her verursachten „Qualitätsanforderungen“ benannt. Bildung dient einer Qualifizierung für das, was das PISA-Konsortium als Kultur definiert und wodurch es diese definiert sieht. *Kann man nun Globalisierung als einen zwar vom Menschen getragenen, nicht aber von Menschen zu steuernden Prozess verstehen, der gerade daraus, dass er nicht steuerbar ist, normative Kraft entwickelt?*

6. Globalisierung als Herausforderung

Aus pädagogischer Perspektive gibt es eine Rückfrage: Die Pädagogik als spezifische Wissenschaft kann mit den ihr eigenen Methoden weder bestätigen noch bezweifeln, dass die Tatsachenbeschreibung der „Globalisierung“ stimmt; hier ist sie auf die Expertisen von Ökonomie, Soziologie, Politikwissenschaft und den Kulturwissenschaften angewiesen. Aber die Pädagogik kann darauf hinweisen, dass der Einzelne sich immer zu dem, was er vorfindet, grundsätzlich immer in ein Verhältnis setzen kann (dies ist eine universale Aussage). Der Einzelne kann das vorgefundene bewerten, er kann fragen, wie er mit dem, was er vorfindet, umgeht. Ganz analog zu dem Versuch einer naturalistischen „Bestimmung“ des Menschen kann bei der Gegenwartsanalyse „Globalisierung“ pädagogisch gefragt werden: Was muss das Subjekt lernen, um mit den Tatsachen sinnvoll umgehen zu können? *Globalisierung* ist also die Herausforderung, nicht die Lösung. *Globalität* ist erst noch zu gestalten.

Stephan Conermann

Geisteswissenschaften nach der Postmoderne

Zur Neubestimmung der Grenzen von Fachdisziplinen mit Bezug auf die Islamwissenschaft

1. Vorbemerkung

Infolge eines *global turns* und dem damit verbundenen Zustand von Globalität als (vorläufiger) Abschluss eines 25-jährigen Globalisierungsprozesses scheint am Ende des ersten Dezenniums des dritten christlichen Jahrtausends die Zeit nach der Postmoderne gekommen zu sein.¹ Mit dem Begriff der Postmoderne konnte der Zustand der abendländischen Gesellschaft erfasst werden. Prägend für den Begriff der Postmoderne war dabei Jean-François Lyotards Buch „Das postmoderne Wissen“², in welchem er die philosophischen Systeme der Moderne für gescheitert erklärt.³ Die philosophischen Systeme legten, so Lyotard, der Welterklärung jeweils ein zentrales Prinzip zu Grunde (z. B. Gott oder das Subjekt), um auf dieser Grundlage zu allgemeinen Aussagen zu kommen. Damit scheidet sie jedoch das Heterogene aus oder zwingen das Einzelne unter eine allgemeine Betrachtungsweise, welche gewaltsam dessen Besonderheiten einebnet. In der Postmoderne entwickelt sich hingegen eine Sensibilität für Unterschiede, Heterogenität und Pluralität heraus. Wenn wir heute von der Zeit

¹ Aus der großen Zahl an Publikationen zum Thema ‚Globalisierung‘ seien an dieser Stelle genannt: Dürrschmidt, J.: Globalisierung. Bielefeld 2002 und Rehbein, B./Schwengel, H. (Hg.), Theorien der Globalisierung. Konstanz 2008.

² Wien 1999.

³ Vgl. Butler, Ch.: Postmodernism. A Very Short Introduction. New York 2002.

nach der Postmoderne, die man mit Ulrich Beck eventuell auch als „Zweite Moderne“ bezeichnen kann (obwohl sich diese Begrifflichkeit nicht durchgesetzt hat)⁴, sprechen, so sind damit für uns zwei wichtige Punkte verknüpft:

(1) *Die Postmoderne bezog sich in erster Linie auf westlich geprägte Gesellschaften* und verkannte dabei, dass der unwiderrufliche Zustand der „Globalität“ letztlich zu einer neuen, globalen Realität geführt hat.

(2) Mittlerweile drängte sich der Eindruck auf, dass die Postmoderne *ein Phänomen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts* gewesen ist, doch der Moderne ist es dank des postmodernen Interregnums“ gelungen, „sich ihrer eigenen Grundwerte wieder bewusst zu machen.

Es ist vor diesem Hintergrund unerlässlich, dass die einzelnen Fachdisziplinen innehalten, um sine ira et studio ihre Inhalte, Hinsichten, Methoden und Grenzen zu überdenken, um ihr offenbar verlorengegangenes kreatives und gesellschaftsrelevantes Potenzial wiederzugewinnen. So auch die Islamwissenschaft.

2. Islamwissenschaft und Methoden

Die Islamwissenschaft verfügt über keine eigene Methodenlehre. Sie ist damit grundsätzlich eklektisch, wobei jeder Islamwissenschaftler vor der großen Herausforderung steht, sich entsprechend seiner Spezialisierung und entsprechend seiner Fragestellungen die Methoden anderer Disziplinen anzueignen. Allerdings kann man sagen, dass sich die Islamwissenschaft, soweit sie sich auf schriftliche Texte bezieht, für die Beschäftigung mit der Zeit vor 1800 weitgehend mit der historisch-kritischen Methode arbeitet.⁵ Trotz aller postmodernen Kritik hat sich die historisch-kritische Methode als durchaus probate Vorgehensweise bei der Erschließung von schriftlichen Quellen behauptet.

⁴ Beck, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main 1986 und ders., Weltrisikogesellschaft. Frankfurt 2007.

⁵ Siehe etwa Borowsy, P./Vogel, B./Wunder, H.: Einführung in die Geschichtswissenschaft I: Grundprobleme, Arbeitsorganisation, Hilfsmittel. 5., überarbeitete und aktualisierte Aufl. Opladen 1989, S. 157-160. Aus Sicht der Alttestamentler: Utzschneider, H./Nitsche, S. A., Arbeitsbuch literaturwissenschaftlicher Bibelauslegung. Eine Methodenlehre zur Exegese des Alten Testaments. 2. Aufl. Gütersloh 2005.

Möchte man allerdings in die empirisch und mit quantitativen verfahren arbeitenden Sozial- und Gesellschaftswissenschaften hinein, was bei einer Beschäftigung mit dem 20. und 21. Jahrhundert dringend geboten ist, steht man in der gegenwärtigen Islamwissenschaft vor dem Dilemma, das soziologische, ethnologische, politikwissenschaftliche, wirtschaftswissenschaftliche oder juristische Know-How eben doch nicht wirklich zu beherrschen.

Eine richtige Aneignung der entsprechenden Methoden erfordert sehr viel Zeit und Engagement. Aber nur wenn die Islamwissenschaft sich künftig in die eine oder andere Richtung konsequent öffnet, kommen wir mit den anderen Disziplinen nachhaltig ins Gespräch und ermöglichen damit unserem Fach eine dringend anstehende (Post-Post-) Modernisierung.

3. Islamwissenschaft und Theorien

Die Islamwissenschaft sieht sich als Teil der Geistes- bzw. Kulturwissenschaften, wobei das Verhältnis dieser Kategorien zur Gruppierung von Einzeldisziplinen meist nicht klar formuliert wird. Eine Verwendung der Bezeichnung „Kulturwissenschaften“ betont einen für nicht-europäische Sichtweisen grundsätzlich offenen Charakters der Disziplin. Doris Bachmann-Medick meint sogar, dass „die Kulturwissenschaften die Geisteswissenschaften geradezu abgelöst haben, wobei sie – wissenschaftspolitisch vorangetrieben – zur ‚Modernisierungsschiffre‘ wurden.“⁶

Tatsächlich generieren Kulturwissenschaft bzw. Kulturwissenschaften eine die einzelnen Disziplinen verbindende Perspektive und fungieren als fächerübergreifende Orientierungskategorie. Die Islamwissenschaft wird sich bei dem fundamentalen Prozess des Wandels der Geisteswissenschaften, hervorgerufen durch die Herausforderung der Globalität und der damit verbundenen Infragestellung europäischer geisteswissenschaftlicher Kategorien, nur behaupten können, wenn sie sich nicht nur ein neues sozialwissenschaftliches Methodenarsenal aneignet, sondern sich auch kreativen kulturwissenschaftlichen Fragestellungen öffnet, die zur kritischen wissenschaftlichen Durchdringung

⁶ Bachmann-Medick, D.: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Hamburg 2006, S. 7-8.

gegenwärtiger globaler Zustände tauglich sind und über Europa hinaus gehört werden.

3.1. *Cultural Turns*

Neue Hinsichten generieren sich bekanntlich aus innovativen theoretischen Ansätzen und Diskussionen. Im Folgenden sollen unter dem bewussten direkten Rückgriff auf Doris Bachmann-Medicks Werk *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. (Hamburg 2006) einige solcher kulturwissenschaftlichen „Wenden“, die bisher von der Islamwissenschaft so gut wie überhaupt nicht zur Kenntnis genommen bzw. aufgegriffen worden sind, kurz vorgestellt werden.

Die unterschiedlichen Turns, die stets eine Änderung der Blickrichtung und eine neue Fokussierung hervorrufen, haben sich seit den 1970er Jahren im Schlepptau des „linguistic turn“ entwickelt. Als Vorreiter fungierte die Kulturanthropologie,⁷ deren Vertreter sich ethnologisch mit dem Menschen in seinem Verhältnis zur Kultur auseinandersetzen. Dabei sollten keine anthropologischen Konstanten und universalistischen Wissenssysteme herausgearbeitet werden, sondern man begann sich intensiv mit kultureller Differenz, der Anerkennung kultureller Fremdheit und Pluralität zu beschäftigen und kulturelle Unterschiede in menschlichen Verhaltensweisen zu analysieren. Fremdheit, wie auch der „fremde Blick“ auf die eigene kulturelle Realität, konnte als ein methodisches Prinzip etabliert werden. Die auf dieser Basis aufbauenden neuen Sichtweisen haben dann in der Folgezeit „quer durch alle Disziplinen hindurch unbearbeitete Forschungsfelder quer zu allen Disziplinen erschlossen und den etablierten Theorien- und Methodenkanon durch gezielte Forschungsanstöße aufgebrochen.“⁸ Insgesamt macht Doris Bachmann-Medick sieben Turns aus: (1) Interpretative Turn, (2) Performative Turn, (3) Reflexive Turn, (4) Postcolonial Turn, (5) Translational Turn, (6) Spatial Turn, (7) Iconic Turn.

⁷ Siehe zu dieser Disziplin beispielsweise Harris, M., Kulturanthropologie. Ein Lehrbuch. Frankfurt am Main u.a. 1989, Kaschuba, W.: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 2003.

⁸ Bachmann-Medick, *Cultural Turns* [wie Anm. 6], S. 7.

3.2. *Der Linguistic Turn als ‚Meta‘-Turn*

Im Jahre 1991 hielt die mit dem Stichwort *linguistic turn* verbundene, bis dahin ausschließlich literaturwissenschaftliche Debatte in die außereuropäischen Kulturwissenschaften Einzug.⁹ Die Sprachtheorie wies auf den Umstand hin, dass jede Geschichtskonzeption eine Konstruktion ist, die mit sprachlichen Mitteln vollzogen wird und dass jeder Text unterschiedlich gelesen und gedeutet werden kann, weil hinter ihm keine eindeutigen, widerspruchslosen Intentionen stehen. Ferner wurde auf die politischen Implikationen der Sprache hingewiesen. Seither ist die Wissenschaft aufgefordert, die Bedeutung von Texten zu entschlüsseln, wobei sie sich stets vergegenwärtigen muss, dass eine solche Dechiffrierung immer mindestens zweimal subjektiv gebrochen ist. Zum einen sagt der Text erst einmal nur etwas über die Vorstellungswelt des Autors im Kontext seiner Kultur aus, zum anderen unterliegt unsere Dekodierungsarbeit unserer eigenen Subjektivität, auch wenn wir versuchen, mit so genannten ‚Objektivitätskriterien‘ zu arbeiten.

Da sich Kulturwissenschaftler mit einem Fokus auf die außereuropäische Welt in zunehmendem Maße bewusst werden, dass durch ihre Quellen bestenfalls frühere Konstruktionen von Wirklichkeit nachzuvollziehen oder zu enthüllen sind, aber die Sache selbst nicht abbildbar ist, steht im Mittelpunkt des Interesses mittlerweile der Text und dessen Beziehung zu seinem Kontext. Man stellt den Kanon in Frage und sucht nach den die Texte und deren Interpreten beherrschenden Ideologien, nach deren *mental climate*, in dem der Text entstand, sowie nach den narrativen Strategien geschichtswissenschaftlicher Texte.¹⁰ Nach Doris Bachmann-Medick bedeutet *Linguistic turn*: „Einsicht in den (sprachbegründeten) Konstruktivismus von Realität.“¹¹

⁹ Vgl. White, H., *Metahistory: The Historical Imagination in the 19th Century Europe*. Baltimore 1973 [dt. *Metahistory: Die historische Enbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt am Main 1991.

¹⁰ Zur Verbindung von Historiographie und Narratologie siehe etwa Nünning, A., *Where Historiographic Metafiction and Narratology Meet: Towards an Applied Cultural Narratology*, in: Fludernik, M./Margolin, U.: *German Narratology I, II*. [= *Special Issues of Style* 38,2-3 (2004), S. 352-375, Rüh, A.: *Erzählte Geschichte. Narrative Strukturen in der französischen Annales-Geschichtsschreibung*. Berlin/New York 2005.

¹¹ Bachmann-Medick, *Cultural Turns* [wie Anm. 6]: S. 34-35.

3.3. *Cultural Turns nach dem linguistic turn*

Im Zuge des *linguistic turn* hat sich, wie gesagt, eine Reihe von „Sub-turns“ entwickeln und etablieren können, die aus den heutigen Theoriediskussionen nicht mehr wegzudenken sind.

Interpretative turn

In den letzten drei Jahrzehnten hat sich die Zahl neuer Perspektiven vervielfacht, die man unter dem Label eines *interpretative turn* in den Sozialwissenschaften zusammenfassen kann.¹² Diese „interpretativen“ Hinsichten stellen in erster Linie die Analyse der Konstruktion von Bedeutungszuschreibungen in den Vordergrund. Sie wollen untersuchen, auf welche Weise Menschen ihren Alltagsaktivitäten und ihrer Umgebung Sinn verleihen. Die soziale Welt wird dabei als ein subjektiv gelebtes Konstrukt aufgefasst. „Interpretative“ Ansätze lösen sich konsequenterweise von Ansprüchen auf Objektivität, um die reflexive Natur des Forschungsprozesses und die subjektive Natur der Konstruktion von Bedeutung zu betonen, sowohl durch die Forscher wie auch durch die Forschungsgegenstände.

Im Rahmen des *interpretative turn* wird Kultur als Text verstanden. Man geht dabei von einem semiotischen Kulturbegriff aus, so dass Kultur als ein Symbol-system gelten kann, das sowohl auf seine Bedeutung hin auslegbar ist als auch Selbstdeutung leistet. Die interpretative Kulturanthropologie setzte ferner Wissen grundsätzlich mit „lokalem Wissen“ gleich, universalistische Moralvorstellungen treten damit gegenüber Ethiken unterschiedlicher Kulturkreise zurück. „Denn jede Gesellschaft bildet“, wie Doris Bachmann-Medick schreibt, „bestimmte Ausdrucksformen aus, in denen sie sich selbst interpretiert, z.B. Darstellungsformen wie Kunst, Theater, Rituale, Feste.“¹³

¹² Siehe dazu neben Bachmann-Medick: *Cultural Turns* [wie Anm. 6], S. 58-104 auch Rabinow, P./Sullivan, W.- M.: *The Interpretative Turn. A Second Look*, in: Dies. (Hg.), *Interpretative Social Science. A Second Look*. Berkeley/Los Angeles 1987, S. 1-30 und Hiley, D. R./Bohman, J. F./Shusterman, R. (Hg.): *The Interpretative Turn. Philosophy, Science, Culture*. Ithaca und London 1991.

¹³ „In dieser Materialität, Medialität und Gestaltungskraft der sozialen Inszenierungskultur wird auch der Prozess kultureller Symbolisierung konkret zugänglich.“ Bachmann-Medick, *Cultural Turns* [wie Anm. 6], S. 37.

Performative turn

Performanz, die früher allein als eine Metapher für Theatralik bekannt war, wird jetzt oft als heuristisches Prinzip begriffen, um menschliches Verhalten zu verstehen.¹⁴ Man geht davon aus, dass alle menschlichen Verhaltensweisen „aufgeführt“ werden, so dass jede Handlung zu jedem Zeitpunkt und an jedem Ort als eine öffentliche Präsentation des Selbst gesehen werden kann. Der *performative turn* reagiert auf die Notwendigkeit, ein Konzept zu entwickeln um herauszufinden, wie sich menschliche Praxen zu ihren Kontexten verhalten. Dieser Ansatz geht weit über die traditionellen Zugriffe der Soziologie hinaus, die in der Regel die Frage der Repräsentation ausklammern. Statt sich nur auf vorgegebene symbolische Strukturen und Texte zu beziehen, betonen Vertreter des *performative turn* die aktive, soziale Konstruktion von Wirklichkeit ebenso wie die Art und Weise, in der individuelles Verhalten durch den Kontext, in dem dies vor sich geht, bestimmt wird. Performanz stellt somit sowohl eine Metapher wie auch ein analytisches Werkzeug dar und liefert damit eine Perspektive für die Analyse gesellschaftlicher und kultureller Phänomene. Der *performative turn* hat seine Ursprünge im weiteren Umfeld der Postmodernismus. Wie oben bereits skizziert stellt der Postmodernismus eine radikale Neubewertung der unhinterfragt angenommenen Gewissheit und Objektivität geisteswissenschaftlicher Bemühungen, Realität zu erklären, dar. Postmoderne Wissenschaftler sind der Meinung, dass Gesellschaften durch Erfahrung, Repräsentation und Performanz Realität selbst definieren und konstruieren. Seit den 1970er Jahren ist das Konzept der Performanz in eine Reihe von Theorien integriert worden ist. Dazu zählen etwa die Phänomenologie, die Kritische Theorie der Frankfurter Schule, die Semiotik, die Lacansche Psychoanalyse, der Dekonstruktivismus und die Geschlechterforschung. Die performative Wende etablierte sich im Laufe der Zeit als eine substantielle Methode, das menschliche Handeln und Bedingungen und Voraussetzungen des sozialen Lebens besser zu verstehen.

¹⁴ Siehe dazu ebda, S. 104-143 sowie Rao, U./Köpping, K.-P.: Die „performative Wende“. Leben – Ritual – Theater, in: Dies. (Hg.), Im Rausch des Rituals. Gestaltung und Transformation der Wirklichkeit in körperlicher Performanz. Münster/Hamburg/London 2000, S. 1-31 und Fischer-Lichte, E., Vom „Text“ zur „Performance“. Der „performative turn“ in den Kulturwissenschaften, in: Stanizek, G./Voßkamp, W. (Hg.): Schnittstelle. Medien und kulturelle Kommunikation. Köln 2001, S. 111-115.

Bei dem Übergang vom *interpretative turn* zum *performative turn* verschiebt sich die Aufmerksamkeit, wie Doris Bachmann-Medick es ausdrückt, von Text und Bedeutung hin zu Darstellung und performativer Praxis.¹⁵

Postcolonial turn

Der *postcolonial turn* untersucht die komplexen Machtbeziehungen zwischen verschiedenen Kulturen im Gefolge des Kolonialismus. Es geht um die kritische Neuverordnung von Identitäts- und Repräsentationsfragen in den Koordinaten von kultureller Differenz, Alterität und Macht. Macht, Herrschaft und kulturelle Ungleichheit werden nun im Zeitalter der Globalität im Weltmaßstab reflektiert. Doris Bachmann-Medick weist dabei darauf hin, dass der *postcolonial turn* einen Durchbruch in den Kulturwissenschaften schafft, „indem er sie noch in einem anderen Sinn global und transkulturell öffnet: Er drängt dazu, nicht nur den auf Europa bezogenen Kanon der Untersuchungsgegenstände in den Kultur- und Sozialwissenschaften zu erweitern, sondern auch den eurozentrischen Universalisierungsanspruch der wissenschaftlichen Untersuchungskategorien selbst zu überdenken.“¹⁶

Translational Turn

Übersetzen findet nicht nur zwischen Sprachen, sondern auch zwischen Kulturen statt.¹⁷ Denn um Kulturen zu verstehen, die verschieden von der eigenen Kultur sind, wird zwingendermaßen entweder die Übersetzung von Worten, Ideen und Bedeutungen von einer Kultur in eine andere oder die Übersetzung in eine Reihe von analytischen Konzepten notwendig.¹⁸ Diese Einsicht hat sich

¹⁵ Bachmann-Medick: Cultural Turns [wie Anm. 6], S. 38.

¹⁶ Ebda, S. 40.

¹⁷ Vgl. Wolf, M., „‘Cultures’ do not hold still for their portraits“. Kultureller Transfer als „Übersetzen zwischen Kulturen“, in: Celestini, F./Mitterbauer, H. (Hg.), Verrückte Kulturen. Zur Dynamik kulturellen Transfers, Tübingen 2003, S. 85-98, S. 85. Zum translational turn insgesamt siehe Bachmann-Medick, D., Übersetzung als Medium interkultureller Kommunikation, in: Jaeger, F./Straub, J. (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 2: Disziplinen und Paradigmen. Stuttgart und Weimar 2004, S. 449-465.

¹⁸ Vgl. Rubel, P./Rosman, A.: Introduction: Translation and Anthropology, in: Dies. (Hg.): Translating Cultures. Perspectives on Translation and Anthropology, Oxford/New York 2003, S. 1.

mittlerweile auch bei Vertretern traditioneller linguistischer Ansätze in der Übersetzungswissenschaft verbreitet.

Dank der vollzogenen „Umorientierung vom Text zum Diskurs“ werden heute neben Texten auch „diskursive Praktiken im Kontext historischer Lebenswelten“ als primäre Quellen herangezogen, um Kulturen zu verstehen. Konkret bedeutet dies, dass bei der Erforschung von Übersetzungspraktiken verstärkt Problemkomplexe wie die kontextuelle Situation, historische Zusammenhänge oder Konventionen beachtet werden.¹⁹ Neueren Ansätzen der Translationswissenschaft zufolge wird dabei die Erkenntnis zugrunde gelegt, dass Kulturen aus Repräsentationen bestehen und die Übersetzung folglich den Blick auf kulturelle und soziale Kodierungen richten muss. Kulturgrenzen werden zum Ort neuen kulturellen Schaffens und damit neuer Übersetzungen: „Wird davon ausgegangen, dass der Ort, an dem die Überlappung von Kulturen erfolgt, bereits als jener der Übersetzung bezeichnet werden kann, so impliziert dies, dass Kultur in sich selbst bereits Übersetzung ist.“²⁰ Vor diesem Hintergrund wird eine interventionistische Übersetzungspraxis gefordert, welche den jeweiligen Übersetzer sichtbar macht und die der Übersetzung zugrunde liegenden Machtverhältnisse offenlegt.²¹ Gleichzeitig wird so die „Asymmetrie der Beziehung der hinter den jeweiligen Texten liegenden ‚Kulturen‘“²² in den Vordergrund gerückt, die viele Prozesse der Übersetzung und begrifflichen Übertragung kennzeichnet. Schließlich wird die Fokussierung des sozialen Verhältnisses der am Übersetzungsvorgang Beteiligten ermöglicht.²³ Der Bedeutungszuwachs von Übersetzungsprozessen in Zeiten der Globalität wirkt sich übergreifend auch auf die Sozial- und Kulturwissenschaften aus. So kann Übersetzung auch zum Modell für eine Disziplinenverknüpfung werden, bei der die einzelnen Disziplinen sich so weit wie möglich anschlussfähig an andere Disziplinen machen. Doris Bachmann-Medick spricht in diesem Zusammenhang vom *translational turn* der entsprechenden Wissenschaften. Im Rahmen des Übersetzungsmodells kann dabei, anders als beim Modell der Interdisziplinarität, „ausdrücklich an Differenzen, Spannungen und Konflikten auch zwischen Disziplinen und For-

¹⁹ Vgl. ebda, S. 87.

²⁰ Wolf, Übersetzen zwischen Kulturen [wie Anm. 33], S. 88.

²¹ Vgl. ebda.

²² Fuchs, Martin: Übersetzen und Übersetzt-Werden: Plädoyer für eine interaktionsanalytische Reflexion, in: Bachmann-Medick, D. (Hg.): Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen, Berlin 1997, S. 308-328, S. 308.

²³ Ebda.

schungsrichtungen angesetzt werden. Dadurch werden ‚Kontaktzonen‘ zwischen ihnen genauer auslotbar. Diese sind schließlich besonders ergiebig für eine Über-Setzung und damit Transformation wissenschaftlicher Konzepte, für ihre Reformulierung in anderen Genres, Begriffssystemen und Kontexten.“²⁴ In einer umfassend verstandenen Übersetzungsperspektive müsste Übersetzung nicht nur „cross-cultural“, sondern auch „cross-categorical“ angelegt werden.²⁵

4. Fazit

Die sieben beschriebenen Turns sind von vornherein disziplinenübergreifend angelegt, wobei sie in den Ausgangsfächern mit disziplinären Kompetenzen verschränkt sein müssen. Gemeinsam ist all diesen Wenden eine Tendenz weg von der Vorherrschaft der Repräsentation, der bloßen Selbstreferenzialität und der Sprach- und Textlastigkeit der Kulturanalyse, hin zu Selbstausslegung und Inszenierung, Körperlichkeit und Handlungsmacht, einer Politik sozialer und interkultureller Differenzen mit ihren Übersetzungs- und Aushandlungspraktiken, visuellen Einsichten, Bildwahrnehmungen und zu einer Kultur des Blicks, Räumlichkeit und Raumbezügen sozialen Handelns und der unhintergehbaren Materialität von Erfahrung und Geschichte.

Kulturwissenschaften haben sich nach Doris Bachmann-Medick „vor allem durch ihre eigene Begrifflichkeit hervorgetan, mit der sie oft überhaupt erst zur Entdeckung neuer Untersuchungsfelder gelangen.“²⁶ Der Terminus der „Wende“ bedeutet in dem Verständnis von Bachmann-Medick dabei den Umschlag von Untersuchungsgegenstand zur Analysekategorie, von beschreibenden zu operativen Begriffen. Die „kulturalistische Wende“ innerhalb der Wissenschaften habe zu einem ein fächerübergreifender Paradigmenwechsel geführt, nämlich zu den Bemühungen in den Sozial- und Geisteswissenschaften, sich von einem „alten Kulturbegriff“ zu verabschieden und diesen durch einen neuen, anthropologischen Kulturbegriff zu ersetzen, der sich mit kulturellen Differenzen auseinandersetzt und Fremdheit und Pluralität der Kulturen anerkennt.²⁷

²⁴ Bachmann-Medick, D.: Übersetzung in der Weltgesellschaft. Impulse eines ‚translational turn‘, in: Gipper, A./Klengel, S. (Hg.), Kultur, Übersetzung, Lebenswelten. Beiträge zu aktuellen Paradigmen der Kulturwissenschaften, Würzburg 2008, S. 141-160, S. 156.

²⁵ Vgl. ebda, S. 158.

²⁶ Vgl. ebda, S. 19.

²⁷ Vgl. ebda, S. 26.

Alles in allem müsse die internationale Ausweitung von Interdisziplinarität das Ziel haben, *die alten Fachgrenzen zu sprengen, etablierte Forschungsarbeiten aufzubrechen, das Wissenssystem langfristig neu zu organisieren* und die Frage nach der Relevanz von Wissenschaft zukunftsfähig zu beantworten.

Dies trifft alles auch auf ein Fach wie die Islamwissenschaft zu. In der Zeit nach der eher in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts zu verortenden Postmoderne, deren Charakteristikum der Zustand der Globalität ist, sollten sich die in Europa generierten Geisteswissenschaften auf der einen Seite wieder auf ihrer Grundwerte als Leitwissenschaft besinnen, die den Gesellschaften sinnstiftende Orientierungshilfen zu geben in der Lage ist. Dies wird allerdings auf der anderen Seite nur dann gelingen, wenn infolge der zur Erfassung von lokalen Gegebenheiten in einem globalen Kontext notwendigen methodologischen und theoretischen Interdisziplinarität die alten Fachgrenzen gesprengt, etablierte Forschungsarbeiten aufgebrochen, das Wissenssystem langfristig neu organisiert und die Frage nach der Relevanz von Wissenschaft zukunftsfähig beantwortet werden.

Günther Schulz

Globalität als Funktionalität oder Wertorientierung?

Die vielleicht etwas kryptische Formulierung des Themas zielt darauf, das Spannungsverhältnis zu bezeichnen, das bei der Entwicklung zu bzw. Herstellung von Globalität zwischen funktionalen Prozessen im Sinne von realwirtschaftlichem bzw. realgesellschaftlichem Austausch auf der einen Seite und wertorientierten Prozessen im Sinne von Sinnstiftung, Orientierung und überhaupt kultureller Wahrnehmung und Reflexion auf der anderen besteht. Kurzum: Ist Globalität hauptsächlich ein neuer, erweiterter Austausch von Gütern und Dienstleistungen oder eher von Wertorientierungen – und gibt es zwischen beiden Prozessen ein chronologisches oder kausales, ein systematisches oder ein hierarchisches Prä? Mir geht es hier dabei mehr darum, Überlegungen und Fragen aus deutscher bzw. europäischer Perspektive zu formulieren als Antworten zu geben.

Der Begriff „Globalisierung“ ist sehr jung, er setzte sich, nach wenig breitenwirksamen Anfängen, die etwa zur Zeit des Endes des Zweiten Weltkriegs entwickelt wurden, im wesentlichen erst seit den 1980er, stärker noch den 1990er Jahren durch. Entsprechende realwirtschaftliche Prozesse aber sind weit älter, die Forschung bezeichnete sie bis etwa zu den 1980er Jahren meist mit Begriffen wie „Welthandel“ bzw. „Weltwirtschaft“. Dabei ist historisch bedeutsam, dass sich der Versuch, „Globalität“ zu erfassen und zu deuten, stets nur auf die jeweils eigene, bekannte Welt bezog und ihm nur das eigene Wissen, die eigenen Wertvorstellungen und die eigene Zentrität zugrunde lagen.

Die Vorgeschichte der Globalisierung ließe sich mit der Geschichte der Kreuzzüge, der Ostkolonisation, des Vordringens der Hanse nach Nord- und Osteuropa, der spätmittelalterlichen Verflechtungen und des Ausgreifens vornehmlich

oberdeutscher Handelshäuser nach Italien und Spanien, nach dem übrigen Südeuropa und schließlich nach Übersee beschreiben. Diese Prozesse erreichten eine neue Qualität mit Beginn der Neuzeit: sowohl was die Medien, den Umfang als auch die Qualität der Kräfte und (Austausch-)Vorgänge anlangt. Die erste Phase der derart hervorgehobenen Globalisierung könnte man als ‚geographische Globalisierung‘ bezeichnen. Ihr Beginn lässt sich etwa um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert ansetzen, und ihr Ende etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Diese Zeitspanne könne man ebenso als ‚Protoglobalisierung‘ bezeichnen, weil hier nicht nur die geographischen Kenntnisse und damit Grenzen der bekannten Welt erweitert wurden, sondern zugleich der Typus der Globalisierung entstand, und zwar in Form einer eigentümlichen Mischung von Entdeckerneugier, Sendungsbewusstsein und unbefangener Ausbeutung der neu erschlossenen Ressourcen. Dieses ‚Zeitalter der Entdeckungen‘ beschränkt sich nicht auf den ‚klassischen‘ Zeitraum von Heinrich dem Seefahrer bis zu Christoph Columbus, sondern reicht weit darüber hinaus, bis zur Entdeckung Australiens, zu James Cook und zur erzwungenen Öffnung Japans mit der Meiji-Reform 1868. Diese Phase lässt sich insofern als ‚geographische‘ kennzeichnen, als hier gewissermaßen die Voraussetzungen bzw. Grundlagen für Globalität geschaffen wurden. Es war die Zeit der Entdeckungen und Verkartungen, der Entwicklung und des Ausbaus von Schifffahrtsrouten, Pfaden und Wegen, der Herausbildung intensiver überseeischer Marktbeziehungen, des Aufblühens der Geldwirtschaft, der Kolonialisierung. Die Märkte wuchsen, die beherrschenden Staaten jener Zeit waren Spanien und Portugal, die Niederlande, Großbritannien und Frankreich – in charakteristischer Abfolge, im Wesentlichen geprägt von ungetrübtem Selbst- und Sendungsbewusstsein und Selbstgewissheit christlicher Mission und überlegener Kultur. Sie setzten ihre wirtschaftliche und politische Macht, ihr Wirtschaftssystem, ihre Religion und Kultur durch. Zwar gab es auch kulturelle Einflüsse von dort nach hier – der Türken, der Chinesen etc., doch dies war kaum mehr als Firnis, Mode. Die Aktionsrichtung war klar: Maßstäbe setzten die europäischen Entdeckerstaaten, und sie setzten ihre Systeme durch – allenfalls verbrämt, wenn man es zuspitzt, mit so etwas wie bodenständiger ‚Folklore‘.

Die zweite Phase der Globalisierung lässt sich von etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts bis ungefähr zum Ende des Zweiten Weltkriegs ansetzen. Man kann sie als ‚gewerbliche Globalisierung‘ bezeichnen. Es ist das Zeitalter der Industrialisierung und der gegenläufigen Kräfte, wie sie die Moderne kennzeichnen.

Zeiten der wirtschaftlichen Öffnung, der Liberalisierung wechselten mit Phasen des Protektionismus. Die wirtschaftlichen Verflechtungen nahmen periodisch zu und wurden periodisch abrupt durch Krisen unterbrochen, nicht nur durch (welt-)wirtschaftliche Krisen, sondern auch durch die beiden Weltkriege. Im Übrigen fand nun der Aufstieg der Vereinigten Staaten von Amerika als wirtschaftspolitische Macht und Hegemon statt, der bis heute wirkt. Ferner wurde die Phase der Bilateralität in der Wirtschaftspolitik überwunden, und es bildeten sich Institutionen von weltwirtschaftlichem Interesse aus, vom Völkerbund bis zum GATT etc. Sehr allgemein formuliert, zeigten die Jahrzehnte vom 19. Jahrhundert bis zu den späten 1870ern den Durchbruch des – wirtschaftlichen, nicht des politischen – Liberalismus, wie er vielleicht am deutlichsten im Cobden-Chevalier-Abkommen 1860 zum Ausdruck kommt, gefolgt vom Übergang zum Interventionismus bzw. Protektionismus ab den 1880er Jahren, zugleich vielfach begleitet von imperialistischer Außen- und Außenwirtschaftspolitik. Der erste Weltkrieg läutete eine Phase von intensivem Protektionismus ein, der in der Autarkiepolitik der Nationalsozialisten seinen traurigen Höhepunkt fand, aber anders auch andernorts anzutreffen war.

Die nachfolgende Zeit seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs kann man entweder als dritte Phase der Globalisierung zusammenfassen, mit einer Beschleunigung bzw. Intensivierung gegen Ende des 20. Jahrhunderts, oder man setzt nach dem Ende des Ost-West-Konflikts – des „Zeitalters der bipolaren Weltordnung“ – eine neue, die vierte Phase an: das „Zeitalter der Informationsübermittlung und des Informationsaustauschs“, geprägt durch die digitale Revolution und „Turbokapitalismus“. Hier sind wir noch zu nah am Geschehen dran als dass sich bereits klare Konturen abzeichneten und sich diese mögliche Grenzziehung valide gewichten ließe. Nun gewinnt neben den drei „klassischen“ Produktionsfaktoren Arbeit, Kapital und Boden zunehmend der Faktor Humankapital Gewicht und Eigenständigkeit: die „Bildung der Köpfe“. Die Prozesse der Globalisierung erweitern und beschleunigen sich, „Globalität“ gewinnt neue Qualität – gesellschaftlich und wirtschaftlich, politisch und kulturell. Nun auch werden die Austauschprozesse weniger einseitig, zunehmend wechselseitig. Die Wirkungen, die Vorwärts- und Rückwärts-Koppelungseffekte werden vielschichtiger und unübersichtlicher. Neue Phänomene, neue Probleme, neue Institutionen und neue Kenntnisse entstehen, genannt seien hier nur beispielhaft die Gremien der EWG / EG / EU, deren Beratungen, deren archivische Überlieferung dem Wirtschaftshistoriker ein gewaltiges Potential für die Analyse der

Gestaltung von Globalität bietet, ferner die Arbeit der AKP-Staaten seit Mitte der 1970 Jahre.

In Bezug auf die Wechselwirkungen zwischen realwirtschaftlich-funktionalen und wertorientierten Faktoren seien nur folgende Forschungsfragen herausgegriffen:

Gab und gibt es so etwas wie eine „naturwüchsige“ Konvergenz: wechselseitige Wahrnehmung, kultureller Austausch, Erweiterung und Durchdringung, so dass die politische und institutionelle Ausgestaltung eher nachholend und legitimierend war – waren die Wirkungsströme umgekehrt, oder waren sie symbiotisch? Ließen sich mit Begriffen wie Anverwandlung, Abstoßung und Integration Wege zu einer neuen Identität beschreiben? Bezüglich der externen Wirkungen von Globalisierung: Welche Rolle spielten die supra-, inter- und transnationalen Organisationen? In welchem (Wechsel-)Wirkungsverhältnis standen wirtschaftlich induzierte Globalisierungskräfte zur Ausprägung institutioneller Formen? Bezüglich der internen Wirkung der Globalisierung auf Gesellschaften: Welche Rolle in der mehr und mehr „vernetzten Welt“ spielte beispielsweise das Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein eines verantwortlichen Unternehmertums und von – gut ausgebildeten, in auskömmlichen Verhältnissen lebenden – Mittelschichten für die wirtschaftliche Prosperität und die politische Stabilität? Entwickelten sich Gesellschaften bezüglich des Zugangs zu Know-how, der Verteilung von Ressourcen, der Verteilung von Arm und Reich mehr und mehr konvergent? Gab es eine Divergenz von wirtschaftlichem Gewinn und (kulturellem) Verlust von individueller Prägung?

Globalisierung ist mehr als bloße wirtschaftliche Vernetzung. Insgesamt führt der technische Fortschritt zu einer „schrumpfenden Welt“. Der Planet wird im Zuge der Entwicklung vom Pferdewagen zum Düsenflugzeug immer „kleiner“. Was bedeutet das für die Perzeption des Eigenen und des Fremden. Wie verhält sich der „Clash of Cultures“ zum „Clash of Economies“? Ausgehend von der politikwissenschaftlichen These, dass Demokratien keine Angriffskriege führen, kann fortschreitende Demokratisierung in einer sich globalisierenden Welt gleichsam als Erfolg und fortschrittliches Modell gesehen werden. Dies wäre einer – von mehreren – Ansätzen, mit denen Globalisierung als wertorientierter Prozess verstanden werden kann.

Wolfram Kinzig

„He’s got the whole world...“

Das globale Christentum im Spannungsfeld zwischen Missionsbefehl und Anerkennung religiöser Differenz

1. Ausbreitung als Auftrag von Anfang an

Das Phänomen der Globalisierung ist für das Christentum eigentlich nicht neu, sondern ihm in gewisser Hinsicht von Anfang an mitgegeben. „Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ – so heißt es am Ende des Matthäusevangeliums (28, 19f) aus dem Munde des auferstandenen Herrn.

Diesem Auftrag folgend hat das Christentum immer global gedacht und global gestaltet. Schon dem Apostel Paulus ging es darum, die gesamte Ökumene zur Botschaft des Evangeliums zu bekehren, weshalb er auch Pläne hatte, bis in den äußersten Westen des Römischen Reiches, nach Spanien, zu reisen (Römer 15, 28). Die Kirchen haben es stets als ihre vordringliche Aufgabe erachtet, die Botschaft des Evangeliums in alle Winkel der Erde zu tragen, und sie haben diesen Auftrag mit großer Intensität verfolgt – mit allen bekannten Nebenwirkungen. Die katholische Kirche trägt diesen universalen Anspruch bekanntlich bereits in ihrem Namen.

Dementsprechend interessierte sich auch die vom Christentum ausgebildete theologische Wissenschaft stets für das Ganze: Gott ist der Schöpfer der ganzen

Welt, woraus ein Interesse an kosmologischen Fragen resultiert. Der Fall des Menschen am Anfang hat Konsequenzen für die gesamte Menschheit und setzt die Heilsgeschichte in Gang, an deren Ende die Welt insgesamt, das Universum verwandelt wird. Auch heute (noch) besteht innerhalb der theologischen Wissenschaft über die Disziplingrenzen hinweg ein relativ hohes Maß an Übereinstimmung darüber, dass es ihr letztlich nicht um Teilgebiete menschlichen Erkennens und menschlicher Existenz, sondern um den Menschen als solchen geht, in seinem Ursprung und seinem Gewordensein, in seiner derzeitigen Verfassung und in seiner zukünftigen Entwicklung, und um die Welt, in der der Mensch lebt. Insofern ist „Globalisierung“ aus der Sicht der Theologie kein neues Thema, sondern bestimmt und strukturiert ihr Denken von Anfang an.

2. Missionierung als Reduktion religiöser Differenz

Doch auch wenn Kirchen und Theologie schon von Anfang an „global“ gedacht und gehandelt haben, liegen in ihrem Verhältnis zum Phänomen der „Globalisierung“ die Dinge komplizierter. Zwar hat die Theologie immer die ganze Welt und den ganzen Menschen in den Blick genommen – aber sie sah sich doch auch fast immer als eine Wissenschaft „on a mission from God“. Plakativ ausgedrückt: Die Menschheit wurde nicht in ihrer ethnischen und geographischen Vielfalt wahrgenommen, als Gesamt geschichtlich denkender und handelnder Individuen oder als Konglomerat von Kollektiven mit je eigenen Legitimationsansprüchen, sondern überwiegend als Objekt göttlichen Handelns. In dieser Perspektive reduzierte sich die Betrachtung der Menschheit weithin auf die Frage, ob es sich um Gläubige oder Nichtgläubige handelte. Die „Anderen“, die Juden ebenso wie die Heiden, wurden weithin nicht als Kommunikationssubjekte, sondern als Konversionsobjekte gesehen. Globalisierung bedeutete in diesem Kontext: geographische Ausweitung der Juden- wie der Heidenmission. Fremde Götter, fremde Kulturen und fremde Sprachen nahm man als Barrieren wahr, die es auf diesem Weg zu überwinden galt, indem man sie im besten Fall sich nutzbar machte, im schlimmsten Fall hingegen vernichtete. Wenn die Kirchenväter der griechischen Philosophie und der Religion des Judentums einen gewissen heilsgeschichtlichen Eigenwert zubilligten, dann doch nur als „praeparatio evangelica“, als Vorbereitung auf die „christliche Philosophie“, wie sie in der Heiligen Schrift ein für allemal geoffenbart vorlag.

„He’s got the whole world...“

Auffassungen, die von dieser Sicht divergierten, finden sich in der Alten Kirche gar keine und im Mittelalter nur vereinzelt, und zwar vor allem bei solchen Theologen, die in engen Kontakt zu anderen Religionen gekommen waren (Raimundus Lullus, Nikolaus von Kues), oder bei humanistisch beeinflussten Denkern, die den Platonismus zu erneuern suchten (Marsilio Ficino, Pico della Mirandola). Irenische Stimmen wie diese gerieten allzu schnell unter Häresieverdacht. Auch war der Wahrnehmung anderer Religionen im europäischen Abendland durch die politischen und sozialen Rahmenbedingungen relativ enge Grenzen gesetzt: Im Islam erblickte man aufgrund der Hegemonialbestrebungen zunächst der Araber in Spanien und später des Osmanischen Reiches in Südosteuropa im Großen und Ganzen nur den militärischen Feind. Das Judentum widerstand überwiegend den christlichen Annäherungsversuchen und lebte als mindestens marginalisierte, bisweilen aber auch aktiv verfolgte religiöse Minderheit in Nischen, Ghettos und auch im Untergrund.

Dies hätte sich im Zuge der Entdeckungsreisen seit dem 15. Jahrhundert und der Ausbildung von Kolonialreichen ändern können. Aber durch die Entstehung der Reformationskirchen gab es gegenläufige Entwicklungen: Plötzlich waren in den neuen überseeischen Gebieten nicht nur katholische Missionare präsent, sondern ebenso Protestanten unterschiedlicher Couleur, die sich in ihrem Bestreben um religiösen Territorialgewinn gegenseitig Konkurrenz machten. Darüber hinaus veränderte sich der Charakter der abendländischen Kirche auch in Europa grundlegend: Der unverändert global orientierten katholischen Kirche standen nun protestantische Landeskirchen mit sehr unterschiedlichen Profilen gegenüber, teilweise ängstlich darauf bedacht, ihre Identität nicht nur gegenüber den Altgläubigen, sondern auch gegenüber anderen evangelischen Kirchen zu verteidigen. In gewissem Sinne kann man darin einen Globalisierungsrückschritt sehen, der Auswirkungen bis in die Gegenwart hat: So ist der deutsche Protestantismus unverändert überwiegend national orientiert (bei freilich gegenüber den Zeiten des landesherrlichen Kirchenregiments gänzlich geänderten Rahmenbedingungen), während der Katholizismus als mittlerweile tatsächlich weltumspannende Kirche in ganz anderen geographischen Räumen denkt.

Gegenüber den Nichtchristen änderte sich hingegen zunächst wenig. Heterodoxe Stimmen, Mystiker, Spiritualisten, Ekstatiker und Visionäre, Männer wie Frauen, die darauf hinwiesen, dass Gottes Schöpfung vielfältiger sei, als sich dies die Schulweisheit träumen lasse, fanden sich auch in der Neuzeit haupt-

sächlich am Rande oder außerhalb des kirchlichen und theologischen Establishments beider Konfessionen. Innerhalb dieses (nun konfessionell aufgesplitterten) Establishments funktionierten die alten Reflexe weiterhin im Wesentlichen ungebrochen. Die Menschen, die man entdeckte, wurden weithin noch nach demselben Schema wahrgenommen wie in der Zeit der Alten Kirche. So sah man in den neu eroberten Territorien und Kulturen in erster Linie Missionsfelder ungeahnten Ausmaßes.

3. Neue Wahrnehmung religiöser Fremdheit

Ein grundlegendes Umdenken in der Wahrnehmung fremder Völker und Kulturen hat, wenn ich recht sehe, in den abendländischen Kirchen und in der Theologie in der Breite eigentlich nicht mit den Cambridge Platonists oder dem Deismus, nicht mit der Aufklärung, nicht mit Lessing, ja nicht einmal mit der Entstehung der modernen Ethnologie oder der Naturwissenschaft eingesetzt, sondern erst mit der Erschütterung des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust. Die Tatsache, dass die Christen den Versuch der systematischen Vernichtung des jüdischen Volkes nicht verhindert hatten, führte in der katholischen wie in den protestantischen Kirchen zu der Frage, ob Christentum und Theologie der Antijudaismus und Antisemitismus inhärent ist. Dementsprechend unterzogen die Theologen den eigenen religiösen und theologischen Besitzstand einer radikalen Revision, die immer noch nicht abgeschlossen ist. Dabei ergab sich von allein das Problem, wie der Wahrheitsanspruch des Christentums und das Existenzrecht anderer Religionen so neu ausbalanciert werden könnten, dass einerseits das Christentum seine Grundauffassung, dass Gott in Christus für alle Menschen gestorben sei, nicht aufgeben musste, dass man aber andererseits auf Seiten der Kirchen offen blieb für die Möglichkeit, dass Nichtchristen ebenfalls über genuine Erfahrungen religiöser Transzendenz oder von „Heiligem“ verfügten. Im Falle des Judentums wurde dieses Problem noch dadurch zugespitzt, dass es zwischen Judentum und Christentum eine enge historische Beziehung gibt und dass Juden und Christen einen Teil ihrer Heiligen Schriften gemeinsam haben.

4. Veränderte kirchliche Perspektiven

Zunächst lief die Diskussion nach dem II. Weltkrieg also auf eine Neubewertung des jüdisch-christlichen Verhältnisses zu. Ein wichtiger Meilenstein auf

„He’s got the whole world...“

diesem Weg war dabei die Erklärung „Nostra Aetate“ des II. Vatikanischen Konzils (1965). Dieses Dokument war nun aber keine Erklärung allein zum jüdisch-christlichen Verhältnis; vielmehr waren die Ausführungen zu diesem Verhältnis eingebettet in eine theologische Neubestimmung der Beziehungen des Christentums zu den nichtchristlichen Religionen überhaupt. Die empfundene politische Notwendigkeit, die Erklärung zum Judentum einzuarbeiten in eine Erklärung zu allen nichtchristlichen Religionen, veränderte nun auch die Deutung dieser Religionen. Der endlich verabschiedete Text billigt den nichtchristlichen Völkern „eine gewisse Wahrnehmung jener verborgenen Macht, die dem Lauf der Welt und den Ereignissen des menschlichen Lebens gegenwärtig ist,“ zu und konstatiert „nicht selten [...] auch die Anerkennung einer höchsten Gottheit oder sogar eines Vaters“, welche „Wahrnehmung und Anerkennung“ „ihr Leben mit einem tiefen religiösen Sinn“ durchtränke. Auch verfügten die anderen Religionen über eine gewisse Wahrheitserkenntnis. Zwar ist auch in diesem Text das Konversionsmotiv noch nicht völlig verschwunden. Das Gefälle der Erklärung läuft aber nicht auf die Bekehrung zu, sondern darauf, die „geistlichen und sittlichen Güter“ und „die sozial-kulturellen Werte“ in den anderen Religionen anzuerkennen, zu wahren und zu fördern (NA 2).

Die Erklärung führte zu einer erheblichen Intensivierung und Vertiefung nicht nur des jüdisch-christlich, sondern des interreligiösen Dialogs allgemein. Papst Paul VI. berief noch vor Verabschiedung von „Nostra Aetate“ einen „Päpstlichen Rat für den interreligiösen Dialog“ (1964), dessen Aufgabe es ist, das wechselseitige Verständnis, den Respekt und die Zusammenarbeit zwischen Katholiken und den Anhängern anderer religiöser Traditionen zu fördern, zum Studium anderer Religionen zu ermuntern und die Ausbildung von geeigneten Personen für den Dialog zu fördern. An Initiativen, die große öffentliche Aufmerksamkeit erregt haben, wäre zusätzlich an die von Papst Johannes Paul II. initiierten Weltgebetstreffen für den Frieden in Assisi (1986 und 2002) zu erinnern.

Im Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) spielen missionarische Aspekte zwar unverändert eine große Rolle (etwa in der Kommission für Weltmission und Evangelisation und dem damit verknüpften Programm „Einheit, Mission, Evangelisation und Spiritualität“). Daneben gibt es aber neuerdings auch ein Programm „Interreligiöser Dialog und interreligiöse Zusammenarbeit“ mit einem Projekt „Vertrauen und Respekt zwischen den Religionen“.

Auch in den protestantischen Kirchen hat die theologische Neubesinnung nach dem Holocaust die Wahrnehmung anderer Religionen verändert. Im Bereich des jüdisch-christlichen Dialogs sind einzelne Landeskirchen, wie die Evangelische Kirche im Rheinland, führend gewesen. Auch die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) hat sich mit ihren drei Studien „Christen und Juden“ (1975, 1991, 2000) bleibende Verdienste erworben. Mittlerweile gibt es im Kirchenamt der EKD aber auch ein Referat „Islam und Weltreligionen“. Im Rahmen dieser Arbeit sind im letzten Jahrzehnt mehrere Texte und Erklärungen erschienen. Die einzelnen Landeskirchen verfügen darüber hinaus über Arbeitsstellen für den christlich-islamischen oder den interreligiösen Dialog.

Schon aus diesen Bezeichnungen wird erkennbar, dass in Deutschland der Islam mit seinen (geschätzt) 3,5 Millionen Gläubigen im interreligiösen Dialog einen prominenten Platz einnimmt. Es fehlt nicht an Initiativen, den Dialog zwischen Judentum und Christentum zu einem Triolog der abrahami(ti)schen Religionen oder gar zu einer „Abrahami(ti)schen Ökumene“ zu erweitern. Dieser Prozess ist noch in vollem Gange und spielt sich hierzulande überwiegend auf der Ebene einzelner Diözesen und Landeskirchen oder in kirchlichen Akademien ab. Darüber hinaus könnte man etwa den „Abrahamischen Gesprächskreis“ beim „Interkulturellen Rat in Deutschland“ nennen.

5. Globalisierung des Christentums: Chancen und Gefahren

Auch wenn somit die weltweite Orientierung in Kirche und Theologie kein neues Phänomen ist, so kommt doch in letzter Zeit die Vielfalt der Völker und Kulturen und die Herausforderung durch die Globalisierung im Sinne eines geographischen, wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen oder religiösen Extensionsphänomens als theologisches Thema neu in den Blick. Religion wird vor allem im Westen von führenden Vertretern des Christentums zunehmend als kulturell, historisch und geographisch differenzierte Erfahrung von Transzendenz oder von „Heiligem“ begriffen, der gegenüber dem eigenen Wahrheitsanspruch eher in den Hintergrund tritt. Ob dieser Trend freilich anhält, ist ganz offen, zumal auch gegenläufige Entwicklungen zu verzeichnen sind, da sich in vielen amerikanischen Pfingstkirchen der alte Impetus zur unbedingten Mission neu zu Wort meldet.

„He’s got the whole world...“

In diesem Zusammenhang seien fünf Problemfelder genannt, die aus meiner Sicht dringend der Bearbeitung bedürfen:

1. Offen ist die Frage, wie sich das Problem der Entkirchlichung zu dem der Globalisierung verhält. In Europa ist das institutionalisierte Christentum auf dem Rückzug. Die Gründe hierfür liegen in komplexen Säkularisierungsprozessen in den letzten zwei Jahrhunderten, die in West- und Mitteleuropa und insbesondere in Deutschland durch den Fall des eisernen Vorhangs erheblich beschleunigt wurden. In anderen Kontinenten, vor allem Lateinamerika und Afrika, aber auch Teilen Asiens, haben hingegen evangelikal und charismatisch orientierte Kirchen einen massiven Zulauf. Hier werden also zu traditionellen kirchlichen Strukturen institutionelle Gegenentwürfe etabliert.

2. Das Christentum ist durch diesen Prozess diffuser geworden. Es gibt nicht mehr nur wenige Machtzentren mit einem hohen Grad an Kontrolle, wie die Kurie oder die alten Patriarchate des Ostens – es gibt mehrere große und sehr viele kleinere Machtzentren. Der Protestantismus, dessen Organisationsgrad ohnehin nie sehr hoch war, ist dadurch vollkommen zerfallen. In Lateinamerika gibt es mittlerweile kleine und kleinste Kirchen, die sich „evangelical“ oder „protestant“ nennen, aber mit den historischen Reformationskirchen nicht mehr das Geringste zu tun haben. Durch den Fall der Mauer ist die kirchliche Situation auch in den Ländern des früheren Ostblocks wesentlich komplizierter geworden. Alte Konfessionen erstehen in neuer Blüte – aber auch die alte Rivalität zwischen lateinischer und orthodoxer Kirche in manchen dieser Regionen erlebt eine Wiederauflage. Es gelingt Zentralinstanzen wie dem ÖRK nicht, diese Diffusität zu domestizieren.

3. Durch die Globalisierung werden die Schwellen- und Entwicklungsländer für das Christentum immer wichtiger, weil dort mittlerweile ein großer Teil der Christenheit lebt und die dortigen Christen zunehmend ein Mitspracherecht in den alten Kirchenleitungen einfordern. Dies ließe sich etwa an dem Konflikt innerhalb der anglikanischen Kirchengemeinschaft um die Frage homosexueller Bischöfe illustrieren, bei dem afrikanische Bischöfe eine zentrale Rolle spielen, oder an der im Zusammenhang des letzten Konklaves in den Medien immer wieder aufgeworfenen Frage nach der Möglichkeit eines afrikanischen oder lateinamerikanischen Papstes.

4. Der Prozess der religiösen Globalisierung geht aber auch mit einem massiven religiösen Bildungsverlust und einer Trivialisierung von Theologie einher. Viele Kirchenleiter in den neuen Kirchen sind nicht nach den Standards abendländischer Theologie ausgebildet. Das Spektrum reicht von einfacher Bibelfrömmigkeit bis hin zu charismatischer Wildwucherung, die ebenso belebend wie destabilisierend wirken kann. Auch die katholische Kirche ist in manchen Schwellen- und Entwicklungsländern an der Vermittlung einer religiösen Bildung, die nicht allein der Stabilisierung des eigenen kultischen Monopols dient, wenig interessiert.

5. Schließlich gibt es möglicherweise einen Zusammenhang zwischen Globalisierung und der Privatisierung ethischer, und das heißt oft auch: religiöser Fragen. Ethik wird mittlerweile in weiten Bereichen der Politik und des Wirtschaftslebens als ein Reservat innerhalb der Felder menschlichen Handelns gesehen, in dem besondere moralische Bedingungen gelten. (Im Bundestag sind das üblicherweise die Gesetzesvorlagen, bei deren Verabschiedung der Fraktionszwang aufgehoben ist, damit die Abgeordneten „frei nach ihrem Gewissen“ entscheiden können.) Aufgabe des Christentums könnte es demgegenüber sein, die globale Zivilgesellschaft daran zu erinnern, dass es keine Form menschlichen Handelns gibt, welche nicht irgendwie ethisch qualifiziert ist. Das gilt für die Stammzellenforschung ebenso wie für Militäreinsätze im Ausland. Ethik im Sinne einer umfassenden Reflexion über sittlich gutes Handeln wird durch die globalen Auswirkungen unseres Handelns gerade nicht relativiert oder privatisiert. Vielmehr werfen die Folgen der Globalisierung neue ethische Probleme höchster Dringlichkeit auf. Die Diskussion darüber hat gerade erst begonnen.

Xuewu Gu

Global Power Shift: Soft, Hard and Structural Power

1. Preliminary Remark

Since the beginning of the 21st century, societies in the Western World have been perceiving a transfer of power from West to East and a might change from traditional industrial countries to emerging powers. While this perception is pervasive (see Hoge 2004; Rachman 2008; Grevi 2009; McCormack 2009; Majumdar 2009; Stephens 2009), there is a serious lack of scientifically funded measurements to confirm or deny the perceived global power shift. More problematic, however, is the fact that many in the world have begun to talk about how to meet the challenges of a global power shift without exactly knowing whether and to what extent this power transfer has actually taken place. To change this situation we need to investigate the phenomenon of power more systematically and substantially. Only a clearly formulated understanding of power can enable us to capture the nature of a global power shift and assess its implications for the world politics more trenchantly.

The study of ‘power’ is probably among the most arduous tasks in the realm of International Relations (IR). While defining ‘power’ “remains a matter of controversy” (Waltz 1986: 333), scholars have agreed upon the fact that power is “the fundamental concept of social sciences” (Russell 1938: 10). In the field of IR, a variety of approaches have been developed to understand, what power in international affairs actually means, how it is used by actors, on what sort of overt or covert mechanisms it relies on and what kind of power sources should be considered to be more important than others. These approaches have all particular merits and can crudely be categorized into three fields: hard power, soft

power and structural power. In other words, we argue that political power arises usually from three sources: hard power, soft power and structural power.

2. *Hard Power*

Hard power describes a relational conception of ‘power’ that is concerned with applying military as well as economic means to shape the behaviour and interests of other actors in the international arena. In this relationship, one state can apply different means such as brute force (or the threat of it), coercive diplomacy or economic sanctions to influence the behaviour of another state.

Although the importance of hard power is traditionally attributed to Realist and Neorealist theories, writers from other schools also see military might as dominating other means of power application (Keohane and Nye 2001: 15; Lasswell and Kaplan 1950: 85-94). We do agree that the ability of a state to apply hard power does matter in international affairs. However, we doubt that the preoccupation with military force and economic strength in this power conception does sufficiently explain outcomes of international bargaining processes between states within the last decades. It, nevertheless, has the advantage of reminding us to the fact that international politics mainly takes place between states equipped with relevant material resources and that we have to focus on those states to analyze ‘power’ (and its shifts) in a globalised world.

3. *Soft Power*

The concept of soft power is like hard power a relational concept of ‘power’, but is very much distinct from it in so far as it is concerned with an actor’s ability to get “other to want what you want” (Nye 1990: 31f.). Instead of forcing them with military or economic means to subdue and follow, an agent of soft power is able to shape the preferences of third parties with “intangible power resources such as culture, ideology, and institutions” (ibid.). The merit of the soft power concept is that it draws attention away from military and economic factors. It stresses the importance of cultural and ideational factors in international politics. Soft power is working indirectly by producing and generating a sort of veiled regard or affinity of other states for the owner of a particular symbol, value or norm.

However, although presenting a theoretically sophisticated concept, advocates of soft power have so far failed to clarify when and where governments of great and middle powers changed their position on major issue due to the ideational attractiveness and normative persuasion of other countries. While there are numerous cases in which hard power played a crucial role in allowing one party to coerce another to subdue, proponents of soft power theory found it much harder to present such examples.

4. Structural Power

The concept of structural power became popular with the writings of Susan Strange. Strange defines structural power as the power “to decide how things shall be done, the power to shape frameworks within which states relate to each other, relate to people, or relate to corporate enterprises” (Strange 1988: 25). She adds that structural power “means rather more than the power to set the agenda of discussion or to design” (ibid.). Strange emphasizes that ‘power over’ is more important than ‘power from’, thus arguing for a reconsideration of the actual value of economic resources and military capabilities for the outcomes of divergences between great powers in a modern world (Strange 1996: 25).

Stefano Guzzini (1993) identifies three strands of works on structural power. Firstly, he sorts out a so-called ‘indirect institutional power’, which is related to Krasner’s (still relational) meta-power concept understood as control over outcomes not via direct confrontation but by changing the setting in which confrontation occurs. Secondly, he describes Strange’s understanding of structural power as being a ‘non-intentional power’. And finally, Guzzini identifies ‘impersonal power’, which he continually distinguishes between two conceptualizations: The first one being “a positional concept that focuses on the impersonal bias of international relations, which systematically gives an advantage to certain actors due to their specific position or roles in the international system”, while the second conceptualization “stresses the link between knowledge and power, arguing that power requires prior intersubjective recognition” (Guzzini 1993: 462). Although we do not follow Guzzini in every point – in particular we reject his claim that Strange’s understanding of structural power is one of a ‘non-intentional power’ – he nevertheless demonstrates, that a considerable amount of work has been undertaken in the context of structural power.

Indeed, power cannot be any more reduced analytically to the now classical dichotomy of soft or hard power. We assume there is a third power – structural power – that works effectively in the world politics. To answer the questions where this third source of power can actually be located and what kind of power is in fact more forceful to get political preferences in a globalised world cost-effectively realized, we propose a triangular understanding of power instead. According to this model, power can be found in three interactive yet analytically distinct dimensions: soft power, hard power, and structural power. While hard power and soft power are both concerned with the actor level in IR, structural power – *nomen est omen* – can spring up from resources disposed by actors, but not necessarily. It can trace back to structures in which states are embedded and that, however, may be out of their control.

We argue that in a globalized world of interdependent and interconnected economies (and to some extent even societies), it is structural power that enables states more covertly and smartly to achieve their goals and prevail with their preferences in international politics. In other words, we emphasize that structural power contributes in a globalized world more efficiently to application of political power than hard power and soft power. This argument is mainly based on the observation that hard power in terms of military supremacy and economic strength do not automatically translate into political victory. This is also true for soft power which needs always structural infrastructure to become politically efficient. We argue therefore that decline in hard power and soft power does not automatically generate a decrease in political power; and incline in hard power and soft power does not automatically cause an increase of political influence.

In keeping with this logic, we hypothesis that, under the condition of not openly threatening to use hard power and not deliberately projecting soft power, the higher the degree of the coincidence between the outcome of an international affair and the preferences of a state regarding to this affair that it formulated before going into this affair, the stronger its structural power, and vice versa.

Structural power differentiates itself from hard power and soft power in the nature of power sources. Basis of the structural power is neither a nature of material (which is the case for hard power based on visible and touchable devices

such as tank, aircraft, warship, missile et cetera), nor a nature of idea (which is the case for soft power based on appealing power of cultural symbols such as language, music, believes, philosophy et cetera). Structural power has its source in the statics of international constellations or arrangements in which the states are embedded; it is about static leverage which works, but remains invisible. Political power surfaces and becomes available for a state, if the structures confer him operative leverages.

In this context the concept of Peter Blau about the character of power as path-dependency and volunteerism seems most inspiring. It is true that Peter Blau, following Max Weber, describes 'power' as "the ability of persons or groups to impose their will on others" (Blau 1964: 117). However, he contributes to our understanding of 'power' in IR by pointing out that it is a continuing factor in the relation of actors: power is mostly (though not necessarily always) embedded in path-dependended situations and iterating interactions. States as well as other actors in international affairs rarely start their relations with each other from scratch. Power therefore is a continuing process of constructing power relationships – as well as structures. Just as authors of modern network-centric approaches in IR pointed out, "persistent patterns of relations among agents [...] can define, enable, and constrain those agents" (Hafner-Burton et al. 2009: 559).

Structural power, overtly or covertly, works anytime and anywhere, while the validity and worth of hard and soft power always remain conditioned, depending on the nature of issues and the character of social relationship between actors. To states, favourable international structures weight thus more precious than hard power and soft power. That means, if international constellations in which a state embedded is conceal unfavourable structure to him, it is likely for him to be hold in check by other countries even if it may own considerable hard power and soft power resources; conversely, a state suffering from a relative decline of hard power and soft power is likely to prevail in conflicts when structures of the constellations in which it is involved favourite him.

With this assumption we particularly take distance to authors who stress the inevitable relation between power and actor's intentions and motivations. Bertrand Russell defines 'power' very broadly as "the production of intended effects" (Russell 1938: 35). It seems, 'power' necessarily has to be combined

with intention or purpose. This holds true across different schools. While authors like Morgenthau see in the motivation of humans the basic reason for the pursuit of power, Foucault and others understand discourses as strategic relationships between actors. While also unintended effects may result from a power relationship between actors, 'power' is about convincing (e.g. by military force) or manipulating the weaker side to fulfill the stronger side's aims.

In contrast to these positions, we argue that the essence of power goes beyond actual actions and motivations. According to our assumption, power is at the same time a capacity, a potentiality as Lukes (2005: 478) points out. Extending John Lock's definition of power, Luke proposes that "having power is being able to make or to receive any change, or to resist it". Power is thus neither reducible to its exercise nor to its resources. Limited to this context, we do agree with structuralists and poststructuralists who alike grant certain structural environment an independent power over actors.

There is, however, one key aspect that distinguishes our understanding from Susan Stranger's understanding of structural power sharply. Stranger used intensively the term of "structural power", but remained disposed to consider power as a "personal" and "intentional ability" rather than as effects of given structure independent from actor's intentions. In this context and in contrast to Stranger, we agree with Stefano Guzzini's notion about structural power as "a positional concept that focuses on the impersonal bias of international relations, which systematically gives an advantage to certain actors due to their specific position or roles in the international system" (Guzzini 1993: 462). In other words, we emphasize that structural power originates from positions that states in a given structure hold. Structure in this sense can be one determinate by natural conditions such as geography, a configuration emerged by economic activities of states and companies headquartered in their territories; a pattern caused by institutional arrangements, or an architecture generated through social interactions and repeatedly reproduction of social conducts. The more conducive the positions in a specific given structure held by a state, the more strongly gives the structure advantage to him in interaction with other states.

To put it shortly: Structural power in the international politics are simply the effects of positions of a state in a given structure that work conductively to its benefit in interaction with other states, regardless of whether this state is aware

of the existence of these positions or not. Thereby the given structure is definable in material, cultural, institutional, economic, geographical, scientific and technological, as well as social terms.

5. Conclusion

Relational power cannot be automatically converted into structural power, and structural power does not reflect relational power by all means. Because of this logic, it seems to be important to avoid any overestimating of the power of the emerging countries like rising China and India. In this context we do agree with Joseph Nye when he pointed out: “The fragmentation of world politics into many different spheres has made power resources less fungible. That is, less transferable from sphere to sphere.” (Nye 1990: 159). This notion is clearly in line with our argument that economic power in a globalized world is hardly to be automatically transferred into political influences if the given structures do not work conducive for actors that hold them. Just under this aspect we believe that it is only when structural positions of emerging powers including China, have increased that we can confirm a real global power shift from Western countries to the emerging states. It will, however, like any structural changes, take long time for the countries to create new structures of world politics and economy that would give advantages both to established and emerging powers.

References

- Campbell, Kurt M. and O’Hanlon, Michael E. 2006. *Hard Power – The New Politics of National Security-*. New York: Basic Books.
- Carr, Edward H. 1964. *The Twenty Years’ Crisis, 1919-1939 – An Introduction to the Study of International Relations*. New York: Harper & Row.
- Clegg, Stewart. 1989. *Frameworks of power*. London and Newbury Park: Sage Publications.
- Dong Sun Lee. 2006. ‘When Are Power Shifts Dangerous? - Military Strategy and Preventive War’, *Journal of International and Area Studies*; 12(2): 53 – 71.
- Foucault, Michel. 1998. *The History of Sexuality Vol. 1: The Will to Knowledge*. London: Penguin.

Grevi, Giovanni. 2009. The Interpolar world: a new scenario. Occasional Paper – No. 79, European Union Institute for Security Studies.

Hoge Jr., James F. 2004. “A Global Power Shift in the Making: Is the United States Ready?” *Foreign Affairs* 83, no. 4 (July – August): 2-7.

Kennedy, Paul. 1998. *The Rise and Fall of the Great Powers - economic change and military conflict from 1500 to 2000*. London: Harper Collins.

Majumdar, Sarajit. 2009. “Global Power Shift – West to East?” *Asia Sentinel*:

http://www.asiasentinel.com/index.php?option=com_content&task=view&id=1655&Itemid=159

McCormack, Tara. 2009. “Are we witnessing ‘the rise of the rest’?” (October): <http://www.spiked-online.com/index.php/site/article/7476/>

Mead, Walter Russell. 2004. America's STICKY Power. *Foreign policy*, (141): 46-53.

Morgenthau, Hans J. 1978. *Politics Among Nations - The Struggle for Power and Peace*. Fifth Edition. Revised. New York: Alfred A. Knopf.

Mearshheimer, John J. 2001. *The tragedy of great power politics*. New York: W.W. Norton & Company.

Nye, Joseph S. 1990. ‘Soft Power’, *Foreign Policy*, 80 (4): 153 – 171.

Nye, Joseph S. 2004. *Soft Power - The Means to Success in World Politics*. New York: PublicAffairs.

Organski, Abramo F.K. and Kugler, Jack. 1980. *The War Ledger*. Chicago: University of Chicago Press.

Rachman, Gideon. 2008. “Is America’s new Declinism for Real?” *Financial Times* (November 24).

Stephens, Philip. 2009. “Financial Crisis Marks out a new Geopolitical Order.” *Financial Times* (October 9).

Strange, Susan. 1988. *States and Markets - An Introduction to International Political Economy*. London: Pinter Publishers.

Strange, Susan. 1996. *The Retreat of the State – The Diffusion of Power in the World Economy*. Cambridge: Cambridge University Press.

Walt, Stephen M. 1991. The Renaissance of Security Studies. *International Studies Quarterly*, 35(2): 211-239.

Waltz, Kenneth. 1979. *Theory of international politics*. Reading, MA: Addison-Wesley.

Ursula von Keitz

Effekte der Globalisierung im aktuellen politischen Dokumentarfilm

1. Vorbemerkung

Der Dokumentarfilm schöpft seine ästhetische wie auch politische Legitimation aus dem „referentiellen Mehrwert“ (cf. Heller 2001) seiner Bilder und Töne, im Bezug auf Phänomene der außerfilmischen Realität, die als Quelle wie als Sujet in den Dokumentarfilm Eingang finden. Wesentlich für die Erkenntnis der referentiellen Dimension des Dokumentarfilms sind Gestaltungsstrukturen, die einen verbindlichen Bezug zur Wirklichkeit (cf. Latour 2002) über alle filmästhetischen Bearbeitungsprozesse (insbes. Montage, Bildgestaltung, Akteure, Sprache) hinweg aufrechterhalten. Dokumentarfilm definiert sich dem semiopragmatischen Ansatz entsprechend wesentlich über einen zeichengelenkten Verstehenskontakt mit dem Zuschauer, der über eine „dokumentarisierende Lektüre“ (cf. Odin 1998) in der konkreten Rezeption den Referenzcharakter des Films nachvollzieht. Kritische oder paratextuelle Begleitdiskurse schaffen einen flankierenden Verständnisrahmen, der den Verbindlichkeits- und Authentizitätscharakter des jeweiligen Films unterstützt.

Mein Fokus gilt einer Gruppe von Filmen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, globale ökonomische Prozesse in ihren Auswirkungen auf je lokale Verhältnisse zu verdeutlichen. Der Dokumentarfilm als Bildmedium ist in der Darstellung von Prozessen und Strukturen globaler Dimension (etwa in den Feldern Umwelt, Politik und Wirtschaft) aufgrund seines genuin konkretistischen Charakters angewiesen auf eine Sujetbildung und Konzeption, die Lokales, also an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit geschehende Phänomene, und Globales als entortetes Allgemeines in ein spezifisches Verhältnis zu bringen hat. Globalisierung ist zwar in Zahlen und

abstrakten Werten fassbar, kann aber allenfalls als sprachlich fassbare Entität figurieren. Was die Kamera filmen kann, ist demgegenüber stets raumzeitlich gebunden. Dies bedeutet für die Konzeption von Dokumentarfilmen, die ökonomisches Handeln als eine Praxis des Wirtschaftens beobachten, die weltweite Folgen zeitigt, dass die Codes, Bild, Schrift, Sprache, Geräusche und Musik als Gestaltungsregister des Films in eine Konfiguration zueinander gebracht werden, die es ermöglicht, Konkretes und Abstraktes, das je lokal Vorfindbare als Effekt global wirksamer Phänomene und Prozesse zu begreifen.

Zu bedenken sind im Zusammenhang von Globalisierung und dokumentarischer Filmpraxis jedoch nicht nur die Sujets, die auf eine „Rückkehr des Politischen“ (cf. Hoffmann 2009) im aktuellen Kino-Dokumentarfilm verweisen, sondern auch Strukturen der Produktion, Distribution und Rezeption von Filmen, die durch die Öffnung der Märkte nach 1989 einerseits, durch die Implementierung neuer Produktions- und Distributionstechnologien und -kanäle neben Kino und Fernsehen (Umstellung von analoger auf digitale Filmproduktion, Vertrieb/Distribution von Filmen im Internet, Entwicklung von portablen Medien etc.) andererseits, die Filmpraxis generell verändern. Ein Projekt, das das Verhältnis von Dokumentarfilm und Globalisierung analysiert, muss dementsprechend sowohl die Sujets, als auch die stark dynamisierten technisch-ökonomischen Rahmenbedingungen dokumentarischer Praktiken und Formate untersuchen.

2. Rahmenbedingungen - aktueller Kino-Dokumentarfilm

Nach einer Konjunktur politischer Dokumentarfilme in den 1980er Jahren und einem abflauenden Interesse in den 1990ern ist aktuell eine Renaissance von Dokumentarfilmen zu beobachten, die sich kritisch mit der gesellschaftlichen Realität auseinandersetzen (cf. Stanjek/Londershausen 2007). Hier sind in erster Linie die international erfolgreichen Filme Michael Moores zu nennen, voran *Bowling for Columbine* (2004) und *Fahrenheit 9/11* (2007), die in Deutschland jeweils über eine Million Kinozuschauer erreichten. Sehr erfolgreich waren auch Naturdokumentationen wie *Nomaden der Lüfte* (2002), *Deep Blue* (2004), *Die Reise der Pinguine* (2005) und *Unsere Erde* (2008). Dass sich der Trend zur Spektakularisierung dokumentarischer Sujets fortsetzt, zeigt die jüngste Kampagne um den Ökothriller *Die Bucht* über das geheime Abschlach-

ten von Delphinen für Delphinshows in Japan von Louie Psihoyos – eine Mischung aus Abenteuerfilm und filmischem Coup, eine Erzählung über amerikanische Schuld, Verantwortung und Wiedergutmachung.

Das neu aufgeflamnte Publikumsinteresse am Kino-Dokumentarfilm hat, so eine Forschungsthese, insbesondere mit den Veränderungen dokumentarischer Formate im Fernsehen zu tun, die „sich an bestimmte Themen nicht mehr heran wagen“ (Hoffmann 2009, 262). Nach Wolf 2003 ist allgemein eine deutliche Tendenz zur Serialisierung und Fiktionalisierung im TV zu konstatieren. Signifikant ist zudem die Zunahme dokufiktionaler Hybriden, hier insbesondere der sog. Doku-Soaps (cf. Elias/Weber 2009) zwischen 2000 und 2006, die als ‚Differenzierungs-Gewinnler‘ im dualen Rundfunksystem zu betrachten sind. Die Doku-Soap dokumentiert eine Situation, die erst dadurch entsteht, dass Produzenten oder Redaktionen sie schaffen oder zumindest maßgeblich beeinflussen. Was gezeigt wird, ist ein alienierter Alltag, wobei Elemente der Topographie (Wohnung, Haus o.ä.) den referentiellen Rahmen abgeben, aber letztlich Kulisse für ein inszeniertes Geschehen bleiben. Die Wurzel dieses Formats ist das *Cinema Verité*, ein Konzept, das Jean Rouch und Edgar Morin im Rückgriff auf Dziga Vertovs *Kino-Prawda* für ihren Film *Chronique d'un été* 1959/60 entwickelten. Es ist eine Versuchsanordnung zur Realisation einer Art Binnenethnologie. Das *Cinema Verité* nutzte die Intervention seitens des Filmteams insofern, als erst die in den kurzen Statements erfragte, zur Sprache kommende Wahrheit als authentisch gedacht wurde, weil die durch den „observatorischen Modus“ (cf. Nichols 2001) des zeitgleich in den USA praktizierten *Direct Cinema* beobachtete Realität als bloße Oberfläche wahrgenommen wurde. Die Differenz des *Cinema Verité* zur Doku-Soap liegt indes neben dem Seriellen als deren konstitutivem Merkmal vor allem in der Haltung der Macher gegenüber Protagonisten und Publikum. Realitäten werden erfunden und die Artifizialität des Rahmens deutlich ausstellt. Von der Redaktion gecastete Laienprotagonisten finden sich in künstlich arrangierten Situationen wieder, in denen sie sich dann nach Maßgabe ihrer Fähigkeit, temporär in ein ‚sekundäres Leben‘ einzusteigen, zu bewähren haben. Die semifiktionalen Hybriden reihen sich formal ein in Gestaltungstendenzen, die den Wandel vom ‚Alten‘ zum ‚Neuen Fernsehen‘ markieren: Emotionalisierung, Dramatisierung und Personalisierung (cf. Keppler 1994). Mit dem Begriff der Dramatisierung verbinden sich dabei sowohl gewandelte Darstellungsmuster im dramaturgischen Ablauf einer Sen-

derung, als auch die direkte Einwirkung bzw. Zurichtung der vorfilmischen Abläufe im Hinblick auf ihre Telegenität.

Parallel zur Entwicklung der neuen Dokuformate herrscht auch eine starke Tendenz zur Verbilligung der einzelnen Sendung: Im Vergleich zu aufwendigen BBC-Dokumentationen von ca. 50 min. Länge und ca. 400.000 Euro Kosten, die sich erst durch internationale Vermarktung amortisieren, werden in Deutschland für low budget-Reportagen, die etwa von Ein-Mann-Filmteams oder Videojournalisten hergestellt werden, oder auch Doku-Soaps bei 30 min. Länge nur etwa 20.000 Euro kalkuliert (cf. Elias/Weber 2009). Diese Sendungen sind zwar international zumeist nicht auswertbar, füllen aber die Programmplätze kostengünstig. Wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen auch, lässt sich aktuell mithin eine starke ökonomische Spreizung der Film- und TV-Produktion im deutschsprachigen Raum konstatieren, die sich nicht nur im Binnenproduktionsraum der Television, sondern auch zwischen den Institutionen Kino und Fernsehen auf tut.

Der mit Produktionsbudgets von etwa 250.000 bis 800.000 Euro produzierte, abendfüllende Kino-Dokumentarfilm der letzten Jahre ist hinsichtlich seiner formalen und ästhetischen Strukturen selbst Resultat eines Drucks seitens der Television (cf. Hoffmann 2009). Dokumentarfilm Autoren haben ihre Stoffe heute spektakulärer zu gestalten und sind mit Fragen konfrontiert, die sich ehemals vor allem Spielfilmregisseure zu stellen hatten: nach Dramaturgie und narrativer Form und damit auch der Referenz auf klassische Spielfilmgenres. Die hoch budgetierten abendfüllenden politischen Dokumentarfilme sind z.T. internationale Ko-Produktionen, an deren Finanzierung mehrere Förderinstitutionen und Sender beteiligt waren. Ohne TV-Beteiligung lassen sich Projekte dieser Größenordnung nach wie vor nicht realisieren. Kinoauswertung und Fernsehstrahlung sind daher komplementär zu denken, letztere limitiert allerdings auch das Zeigbare.

3. Sujet- und Themenfelder: Nahrung, Textilwirtschaft, Immobilienwirtschaft

Gegenstand des Projekts sollen Filme zu den komplexen Nahrung/Ernährung, Textilwirtschaft und Immobilienwirtschaft sein, wobei hier exemplarisch das

Feld „Nahrung/Ernährung“ resp. „Industrialisierung der Landwirtschaft“ herausgegriffen sei. Nahrung ist ein Thema, das an elementare kulturelle, ja anthropologische Fundamente rührt. Für die tägliche Reproduktion des Körpers Sorge zu tragen, ist eine existentielle Aufgabe. Nahrung als mediales Dauerthema ist dementsprechend ubiquitär und beherrscht einen in der westlichen Welt immer hysterischer geführten Körperdiskurs um Maße, Gewicht und Zugangschancen zu hoch qualifizierten Positionen, sozialem Aufstieg etc. Ein ideologisches Dauerbombardement um das „richtige Essen“ regnet auf beide Geschlechter, auf alle Altersklassen hernieder. Köche avancieren zu Fernsehstars, während im Alltag immer weniger gekocht wird; Tafeln und kostenlose öffentliche Frühstücks- und Essräume für Kinder gleichen in sozialen Brennpunkten häusliche Ernährungsvernachlässigung aus. Der Umgang mit Nahrungsmitteln ist aber gleichzeitig hochambivalent, nicht nur durch die extreme globale und zunehmend auch binnentopographische Ungleichverteilung von Nahrung, sondern auch, weil die verstärkte Industrialisierung der Landwirtschaft und Nahrungsmittelproduktion sowie deren Export in immer mehr Länder Nahrung an sich verdächtig macht. Mit einem wachsenden ökologischen Bewusstsein wurden die Zusammenhänge zwischen Umweltbelastungen, Qualität von Lebensmitteln und Gesundheit deutlicher. Konsument/Innen nutzen ihre wirtschaftliche Macht durch gezielte Auswahl und Kaufboykotte. Die Auswirkungen westlichen Konsumverhaltens auf Menschen anderer Weltregionen, die in die komplex gewordenen Produktions- und Vermarktungsketten eingebunden sind, war bislang kaum Gegenstand des öffentlichen Diskurses. Am anderen Ende abstrakter Zahlen und Statistiken stehen filmische Bilder, die zeigen, wie sich Globalisierung je vor Ort und individuell als Effekt ökonomisch-politischer Entscheidungen auswirkt. Peter Kriegs *Septemberweizen* (1980) kann als Pionier dieser Reihe gelten, *Killing Seeds* (2001) von Kai Krüger und Bertram Verhaag, *Darwin's Nightmare* (2004) von Hubert Sauper sowie die praktisch gleichzeitig entstandenen Filme *We feed the World* (2005) von Erich Wagenhofer und *Our daily Bread* (2006) von Nikolaus Geyrhalter setzen sie fort. Sie zeichnen sich durch spezifische Autorenhandschriften aus. Sie konturieren das filmische Gestaltungsspektrum, das Abstraktion und Konkrektion als Verknüpfungsform von Globalität und Lokalität je spezifisch interpretiert. Dies sei kurz an den Komplexen Nutzpflanzenproduktion sowie Produktion, Haltung und Verwertung von Nutztieren aufgezeigt.

Nutzpflanzenproduktion

Vergleicht man die Autorenpositionen und dokumentarischen Praktiken von Krieg, Krüger/Verhaag, Wagenhofer und Geyrhalter hinsichtlich der Darstellung agrarindustrieller Strukturen, so lassen sich folgende formale Eigenschaften unterscheiden: *Septemberweizen*, für den Peter Krieg seit 1973 recherchiert hatte, bedient sich des Mittels der Collage, um zu zeigen, wie Farmer, Wissenschaftler, Händler, Spekulanten, Verarbeiter und Politiker mit dem Getreide verfahren. Relevant ist vor allem die Collagierung von Tönen: Szenische O-Töne wechseln mit Werbetexten und Nachrichten, die das Geschehen als Zitatmontagen kommentieren und einem Score in der Tradition Hanns Eislers. Die alttestamentarische Geschichte Josefs von Ägypten durchzieht leitmotivisch den in sieben Kapitel gegliederten Film, und seine Legende erweist sich als Präfiguration moderner Ernährungsspezialisten: Weizenhändler, Spekulanten, Politiker. Ohne Kommentar und kontinuierlichen Handlungsfaden wird ein multifaktorielles Geschehen dargestellt, orientiert an den Grundfragen: Wie entsteht Hunger in Zeiten des Überflusses? Wie wird Nahrung zur Waffe? Wie werden Menschen zu Opfern des Wohlstandes? Und wie wird die Natur dem Menschen zum Feind? – Die Leitidee stammt von Brecht, demgemäß Hungersnöte nicht ‚ausbrechen‘, sondern vom Weizenhandel generiert werden. Preisverfall beim Weizen zwingt viele Farmer zum Aufgeben ihrer Betriebe, der gezüchtete, ertragreichere Hybridweizen ist teilsteril und macht die Bauern abhängig von den Saatgutherstellern. Denn Hybrid-Saatgut muss jedes Jahr wieder neu gekauft werden. Die hohen Überschüsse bringen durch die Dominanz des US-Weizens auf dem Weltmarkt insbesondere Entwicklungsländer in Abhängigkeit. Gewinner sind die Saatguthersteller und die Weizenhandelsgesellschaft Cargill, ein *global player*, der zusammen mit einem weiteren Konzern 50% des Weltweizenhandels kontrolliert. Das Endprodukt, Brot der Marke „wonderbread“, figuriert als Abfallprodukt einer Kette aufwendiger Geschäfte. Überproduktion und Preisverfall führen zur Vernichtung von Agrarprodukten, die nicht absetzbar sind. Die Effekte dieses ökonomischen Handelns fasst Krieg in Kontrastmontagen von teuren Villen in den USA und s/w-Bildern des Hungers und Elends in Lateinamerika und Afrika. Was in *Septemberweizen* noch gleichsam ein Binnenpolitikum Amerikas ist, die Züchtung teilsteriler Saaten und damit die Abhängig-Machung der Bauern von den Saatgutherstellern, avanciert in *Killing Seeds/Tote Ernte* gut 20 Jahre später zu einem Phänomen, das sich anschiekt, global zu werden. Der Monsanto-Konzern, Hersteller von Pestiziden und einer resistenten, genmanipulierten Hybridroggenart, versucht

nach Europa zu expandieren. Wenn auf einem Feld durch Flugsamen verbreitete Pflanzen dieser Art gefunden werden, verklagt Monsanto die Bauern wegen illegalen Besitzes einer urheberrechtlich geschützten Sorte. Der Film zeigt den wachsenden Widerstand gegen die Expansionsversuche der Gensaatkonzerne in Deutschland, Indien und Bangladesch.

Wagenhofers *We feed the World* fängt an mit der nächtlichen Vernichtung von Brot, das am Ende der Erzeugungskette steht. Er geht den Weg also gleichsam rückwärts, beginnt aber ebenso mit dem Schlüssel-Ikon Getreide. Sein Episodenfilm zielt auf die Darstellung der Effekte der EU-Agrarpolitik in Regionen, in denen die Subventionen die betriebliche Ökonomie massiv verändern. Geyrhalter verfolgt in *Our daily Bread* prinzipiell denselben Ansatz, verzichtet allerdings komplett auf Sprache. Damit entfällt eine Vermittlungsebene, die bei Wagenhofer aus Zwischentiteln und Statements besteht. Bei Geyrhalter sind die Menschen stumme Diener einer vollautomatisierten Produktion.

Es wäre für die dokumentarfilmische Präsentation des agrarindustriellen Feldes der Nutzpflanzungsproduktion auf Korpusebene zu untersuchen, mit welchen Schlüsselbildern die Autoren arbeiten und wie sie diese funktionalisieren. Sodann wäre zu fragen, wie kulturspezifisch oder universell diese Bilder in der internationalen Dokumentarfilmproduktion eingesetzt werden.

Produktion, Haltung und Verwertung von Nutztieren

Im Feld der Darstellung von Nutztierproduktion, -haltung und -verwertung herrscht eine strikte Arbeitsteilung zwischen Fernsehen und Kino: Nicht *wildlife* beherrscht heute den deutschen Bildschirm, sondern Tiere im ‚Betreuten Wohnen‘ – eine sehr kostengünstige Alternative zur *wildlife*-Doku, und Protagonisten sind auch nicht die Tiere, sondern ihre Pfleger. Der Tierdokumentarfilm behauptet hingegen weiterhin seinen Platz in der Prime Time, soll er doch per definitionem auch dort primär junge Zuschauer ansprechen. Charakteristisch ist jedoch die nahezu völlige Ausblendung der Existenzbedingungen von Nutztieren, ein Sujet, das aktuell ausschließlich investigativen journalistischen Formaten, etwa dem Polit-Magazin, vorbehalten bleibt oder eben – dem großen Dokumentarfilm. Diese mediale Arbeitsteiligkeit lässt auf eine intellektuelle Grundambivalenz im zeitgenössischen Verständnis des Tieres schließen: Ist die seltene, zumeist exotische Tierpopulation im Zoogehege Objekt von Pflege und Sorge und ist der Zoo mit seinem dispositiven Dreiklang

aus Information (Täfelchen), Bildung (Verhaltensbeobachtung) und Unterhaltung (Tiere als Schauobjekte) selbst als Allegorie des Fernsehens zu betrachten, so ist die Kehrseite der pittoresken Architektur des Zoos die durchrationalisierte Welt der Massentierhaltung und -reproduktion.

An dieser Systemstelle von Realität positionieren sich die großen Dokumentationen, die in ihrem Sujet nicht das Spektakel suchen, aus deren Haltung zu Nahrung und Globalisierung vielmehr das Unheimliche der industriell betriebenen Zucht, Aufzucht, Haltung bzw. Gewinnung und Verwertung (Zurichtung für die Essbarkeit) von Nutztieren hervortritt.

Hubert Saupers *Darwin's Nightmare* hat einen monothematischen Fokus, es artikuliert sich eine fiktive Erzählinstanz, die sich gleichsam ins ‚Herz der Finsternis‘ begeben hat, um mit der Kamera in die inneren Verhältnisse einer umgrenzten Topographie einzutauchen. Diese Topographie ist in sich homogen: diegetischer Ort ist die Stadt Mwanza in Tansania, am südlichen Ufer des Viktoriasees. Von der Stadt sehen wir den Hafen, den Flugplatz, die Fischfabrik, einige nächtliche Straßen und die Behausungen der Fischer. Formalästhetisch gestaltet Sauper eine investigative Recherche nach dem Zusammenhang zwischen Fang und Verwertung des ‚Viktoriabarsches‘ einerseits und russischen Waffenlieferungen nach Angola und in den Sudan andererseits. Deskription und Narration sind eng verknüpft, die Montage folgt der Struktur einer Beweisführung, dass die Hinflüge Waffen, die Rückflüge den Fisch, der fast ausschließlich in den Export geht, nach Europa transportieren. Geyrhalters streng komponierte Einstellungen in *Our daily Bread*, die auf das langsame Gewährwerden des jeweils gezeigten Realitätsausschnitts setzen, zeigen eine völlig automatisierte Welt der Zucht und Verwertung (Hochleistungsschlachthöfe), in der die Beziehung von Mensch und Nutztier gleichsam durch keine evolutionär gestiftete Verwandtschaft mehr in den Blick tritt.

Es wäre auf Korpusebene zu untersuchen, welche Bilder und Symbole des Verhältnisses von Mensch und Nutztier die Dokumentarfilme entwerfen, wie sie das Verhältnis einer fortschreitenden industriell betriebenen Tierproduktion und -verwertung zum Selbstverständnis des konsumierenden Menschen konstruieren und ferner, wie spezifisch oder unspezifisch für die westliche industrialisierte Welt dieses Verhältnis ist.

Ludger Kühnhardt

Die Einheit der Welt neu denken

Überlegungen zur Methodik der Globalitätsforschung

1. Begriffsarbeit auf dem Wege zu einer möglichen „Ontologie der Globalität“

Der geistes- und kulturwissenschaftliche Zugriff auf die Gegenstandsbereiche der Globalität kann in unterschiedlicher Weise erfolgen. Während es die fachsystematische Ordnung der Geisteswissenschaften auszeichnet, in mikroskopischen Subdisziplinen und parzellierten Theoremen zu agieren, sollte die geisteswissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Globalität im Rahmen einer Verbundforschung dem Anspruch nach holistisch sein: Das Ganze - die Einheit der Welt - sollte wieder neu gedacht werden, um seine Einzelteile zu verstehen und globalisierungsinduzierte Veränderungen erkenntnistheoretisch bestimmen und erklären zu können. Soll dieses Ziel auch nur annäherungsweise erreicht werden, muss eine Begriffsarbeit geleistet werden, die die Disparitäten in der Symbolisierung, Deutung und Sinnggebung von Globalitätsphänomenen zu erfassen versucht.

Das Phänomen der Globalität umfasst potentiell alle Gegenstandsbereiche dessen, was in der Welt vorkommt. Dieser Sachverhalt sollte sich in der Methode widerspiegeln, die in den Geisteswissenschaften verwendet wird, um sich reflexiv zur Globalität zu positionieren. Das Phänomen der Globalität erfährt unterdessen vielfältige Deutungen, die nicht automatisch und zwingend ein geschlossenes Gesamtbild ergeben. Wer eine gleichsam ontologische Ausrichtung geistes- und kulturwissenschaftlicher Forschung zum Thema Globalität anstrebt, müsste dieser Deutungsvielfalt – mit ihren potentiellen Interpretationskontroversen – Rechnung tragen. Eine solche Ausrichtung der geistes- und

kulturwissenschaftlichen Forschung zum Thema Globalität müsste nach den Grundstrukturen fragen, die der Realität zugrunde liegen, und nach den strukturellen Beziehungen im systematischen Verhältnis von (a) *Gegenstandsbereichen der Globalität*, (b) *Eigenschaften der Globalität* und (c) *Prozessen der Globalität*. Daran anknüpfend wären Begriffe (neu) zu bestimmen, die die Globalität in ihren unterschiedlichen Schichten, Deutungen und Symbolisierungen erfassen können. In forschungspraktischer Hinsicht wäre es eine große Herausforderung, wenn es gelänge, eine solche Ausrichtung der geistes- und kulturwissenschaftlichen Begriffsgestaltung der Globalität über die additive Ansammlung von fachspezifischen Forschungsprojekten hinauszuführen.

Es wäre gewiss ein gewagtes Unterfangen, wollte man versuchen, auf die Globalität als eine potentiellen Totalitätsentwicklung in der Wirklichkeit mit einem Denken des Ganzen in den Geisteswissenschaften als einer potentiellen intellektuellen Einheitsbewegung zu reagieren. Eine analytische Begriffsbestimmung, die solchermassen von der Welt als Ganzem ausgeht, müsste anstreben, vom Beschreiben zur Bildung von Begriffen überzugehen. Der „global turn“ gibt unserer Zeit diese Aufgabe vor. Der Wille, Globalität „gestalten“ zu wollen, impliziert einerseits, dass die geisteswissenschaftliche Zugangsweise a priori Globalität als vorgeben anerkennt. Daraus muss indessen kein naturalistischer Determinismus oder gar Fatalismus erfolgen. Stattdessen sollte, andererseits, diese vorgefundene Globalität in der Freiheit des Geistes begrifflich erfasst und gedeutet werden. Geisteswissenschaftliche Forschung, die sich der Gestaltung der Globalität im Sinne der Bestimmung der Begriffe, die Globalität deuten und symbolisieren, zuwenden wollte, sollte sich keinen selbstauferlegten intellektuellen Zwängen unterwerfen.

Geisteswissenschaftliche Begriffsbildung im Medium der Globalität wird ihrem eigenen Anspruch nur gerecht, wenn sie von einem weit gefassten Erkenntnisinteresse ausgeht und dieses zugleich in seine Einzelteile zerlegen und als Ganzes denken kann. Eine solche geisteswissenschaftliche Begriffsarbeit wird mithin in Beziehungen zu anderen Denkkategorien erfolgen müssen. Dazu bieten sich eine Reihe von Möglichkeiten an. Gewiss aber wäre Rekurs zu nehmen auf drei im Folgenden kurz eingeführte Begriffskategorien:

- Pluralität
- Relationalität
- Universalität

Die meisten Deutungen und Symbolisierungen der Globalität, die wir bisher kennen, schließen zumindest diese drei Begriffskategorien ein, ohne dass sich das Globalitätsparadigma durch seinen Bezug zu diesen drei Begriffen auflösen oder erschöpfen würde. Wer dem Anspruch nicht ausweichen wollte, eine Art Renaissance der Geisteswissenschaften im Zeitalter der Globalität aus sich selbst heraus im Medium ihrer aktuellen Begriffsbildungen zu fördern, müsste wohl über das Verhältnis der Globalität zu diesen – und vermutlich zu weiteren Grundbegriffen - nachdenken.

2. Pluralität als kategoriales Äquivalent zur Globalität

Die Deutungsangebote zum Verständnis der Globalität sind heteronom. Sie reichen von der nihilistischen Perspektive, wonach es in der Welt keinen Sinn gibt, über die theologische Perspektive, wonach Gott der Sinn der Welt, ist bis hin zu der Perspektive der graduellen Enthüllung des Weltsinns, wonach der Sinn der Welt im Verborgenen liegt, immer wieder zu entschwinden droht und doch je aufs Neue im Medium menschlicher Begriffsbildungen dechiffriert und begrifflich rekonstruiert werden kann.

Spiegelbildliches Äquivalent zu den vielfältigen Sinndeutungsangeboten der Welt als Ganzes ist die Anerkennung der Globalität als pluralistisch. Eine „ontologische“ Sicht auf die Globalität würde nicht unmittelbar Partei gegenüber den Deutungsangeboten der Welt nehmen. Sie würde vielmehr danach fragen, welcher Bestand an Phänomenen reflektiert werden müsste, um sich im Medium neuer oder alter Begriffe, die schärfer als bisher zu fassen wären, dem Sinn der Globalität zeitgemäß zu öffnen. Eine pluralistische Vorgehensweise wäre für jede geisteswissenschaftliche Verbundforschung zum Thema Globalität konstitutiv.

In historischer Phasenfolge sind Expansionen menschlichen Denkens und Tuns als Stufen der Globalisierung beschrieben worden. Erfindungen und Entdeckungen sind indessen a priori nicht aus einer Wesenseinheit heraus zu erfassen. Sie sind vielfältig und vieldeutig. In einer Zeit, in der der Übergang von prozessualer Globalisierung zu reflexiver Globalität erfolgt, münden Deutungen von Erfindungs- und Entdeckungsprozessen in Reflexionen über Interpretationsbegriffe, Normen und Werte ein. Der Übergang von thematischer oder geographisch gefasster Globalisierung zu einer normativen Globalität kann nur mit

der Methode des Pluralismus sachgerecht begriffen werden, denn der skizzierte Übergang von Globalisierung zu Globalität ist selber pluralistisch, diachron und multivariabel.

3. Der Imperativ der Relationalität

Geisteswissenschaft als Methode gelingt immer nur diskursiv. Die Welt des Ganzen wird erst durch ihre Teile entschlüsselt. Das dialektische Wechselspiel des Ganzen und seiner Teile sollte sich in einer gemeinsamen Forschungsarbeit an Begriffen und Deutungen der Globalität auch dadurch widerspiegeln, das vermeintlich Getrennte aufeinander zu beziehen, in Relation zueinander zu setzen. Ein objektbezogener Forschungsansatz sollte folglich in wohlbegründete Deutungsbegriffe eingebettet werden, die das Ganze erfassen und begreifen können. Wo dies gelingt, können entsprechende geisteswissenschaftliche Arbeiten wichtige Beiträge leisten, um die Bedeutung kultureller Symbolisierungsbegriffe und Sinnstiftungsprozesse als integrale Wesensmerkmale des Menschseins und der menschlichen Geschichte „auf den Begriff“ zu bringen.

Um im Sinne dieses Selbstverständnisses wegweisende Forschungserkenntnisse zu erarbeiten, sind die Geisteswissenschaften seit eh und je daraufhin angelegt, fächer- und themenübergreifend zu arbeiten. Diese immanente Eigenschaft der Geisteswissenschaften ist eine Stärke gerade in der Auseinandersetzung mit dem heute zu konstatierenden „globalen turn“. Dabei kommt es immer wieder zu Begriffsverwirrungen: In den prägenden Positionsbestimmungen der Gegenwart wird der Begriff der Globalität sowohl deskriptiv als auch präskriptiv verwendet. Die Geisteswissenschaften streben an, mit Hilfe der ihnen traditionell eigenen Methoden die unterschiedlichen und teilweise diffusen Verständnisweisen der Globalität in fächerübergreifender Zusammenarbeit tiefer zu durchdringen und immer besser begrifflich zu bestimmen. Sie entziehen sich der vereinfachenden Methode des Relativismus und suchen in der Relationalität ihrer Begriffsbildungen neuen Erkenntnisgewinn. Was den Geisteswissenschaften stets eigen war, ist im Zeichen der Globalität vermutlich ihr stärkstes Proprium im Kanon der Wissenschaften.

4. Universalität und Stufen der Universalisierung

Im Prozess der reflexiven Durchdringung der die Globalität bestimmenden Begriffe kommt der Frage nach den Akteuren und Faktoren der Normsetzung eine

wichtige Rolle zu. Ob in diesem Zusammenhang überhaupt universalistische Geltungsansprüche gestellt werden können, ist immer wieder Gegenstand kritischer wissenschaftlicher Standpunkte gewesen. Die Globalität hebt die Frage nach den Bedingungen der Universalisierungsfähigkeit von Normen und Begriffsbildungen nicht auf. Sie stellt sie vielmehr neu. Dabei rückt die Frage nach den Bedingungen der Universalisierungsfähigkeit von Normen und Begriffsbildungen im Zeitalter der Globalität in eine neue und erweiterte Perspektive. Kulturelle und religiöse Differenzen, Erfahrungen von Exklusion und Fremdheit, das Ringen um Symbolisierungsbegriffe und sinngebende Normen gewinnen neue Bedeutung im Diskurs um die Bedingungen und die Reichweite des klassischen Universalitätsanspruchs.

Für die geistes- und kulturwissenschaftliche Forschung zum Thema Globalität wäre zu wünschen, dass ihr klassischer universalistischer Anspruch erhalten bliebe; er müsste aber wohl einer selbstkritischen Überprüfung unterzogen und um neue Dimensionen geöffnet werden. Europäische Geisteswissenschaftler sind in diesem Zusammenhang immer wieder dem Vorwurf des Eurozentrismus ausgesetzt, einem noch immer nicht überholten Topos des antikolonialen Diskurses.

Geisteswissenschaftliche Universalbegriffe wären im Lichte der Globalität mit hin neu zu interpretieren. Dabei reichen die naturwissenschaftlichen Methoden der Standardisierung und des Messens wohl nicht aus, um die Wirklichkeitstiefe und –breite der Gegenstandsbereiche der Globalität ausreichend zu erfassen und begrifflich zu verorten.

Die allfällige Öffnung des Universalitätsbegriffs im Zeitalter der Globalität verlangt nach einer Neubestimmung jenes Raumes, in dem Vernunft und Macht aufeinander bezogen werden. Ein verallgemeinerungsfähiger und rechen-schaftsfähiger Universalitätsbegriff käme wohl auch nicht umhin, eine neue Deutung des Wahrheitsbegriffs zu umfassen. Darüber hinaus können religiöse Erfahrungen und Glaubensgewissheiten diesem Diskurs ebenso eine pointierte Dimension geben wie die Kontroverse um jene Deutung der Globalität, die diese als ein Wechselspiel von medialer Themensetzung und hegemonialer Begriffsbildung versteht.

Das Verhältnis von Strukturbeschreibungen und universalisierungsfähiger Norm- und Begriffsbildungen kann im Rahmen einer geisteswissenschaftlichen Gemeinschaftsforschung die innere Vielfalt der Geisteswissenschaften zur Geltung bringen und sie zugleich in Bezug zu der Vielfalt der Gegenstandsbereiche der Globalität setzen. Dabei kann der Frage nicht ausgewichen werden, ob und inwieweit empirische Einzelfalluntersuchungen „lediglich“ Ausdruck einer exemplarischen Ableitung ökonomisch vorgegebener Globalisierungswirklichkeiten sind oder doch genuiner Ausdruck einer Methode der Globalitätsforschung sind, die durch Begriffs- und Symbolsysteme technisch-ökonomische Globalisierungsvorgänge erst „auf den Begriff“ bringt und durch diese reflexive Vorgehensweise Globalität als Tatsache geradezu erst erzeugt. Die den Geisteswissenschaften immanente Ideologieskepsis kann auf diese selbst zurückfallen und muss mithin in jeder zukunftsfähigen Forschungsarbeit selbstkritisch mitbedacht werden, wenn eine ideologiefreie Begriffsarbeit der Globalität gelingen soll.

5. Ziel: Beiträge zur Erneuerung der Geisteswissenschaften

Aus dem methodischen Anspruch, die Welt als Ganzes im Zeitalter der Globalität neu zu durchdringen und begrifflich zu fassen, kann im Rahmen einer geisteswissenschaftlichen Gemeinschaftsforschung durchaus die ambitionierte Perspektive erwachsen, relevante und bleibende Beiträge zu einer Erneuerung der Geistes- und Kulturwissenschaften aus sich selbst heraus im Medium globalitätskonformer Begriffe und Systematisierungen zu leisten. Dialogisch aufgeschlossen und nach analytischer Begriffsschärfe suchend, wird ein solcher selbstgesetzter Anspruch an die Leistungskraft der Geistes- und Kulturwissenschaften am ehesten wohl auf Basis methodischer Pluralität und universalisierungsfähiger Relationalität gelingen.

Das **Zentrum für Europäische Integrationsforschung (ZEI)** ist ein interdisziplinäres Forschungs- und Weiterbildungsinstitut der Universität Bonn. *ZEI – DISCUSSION PAPER* richten sich mit ihren von Wissenschaftlern und politischen Akteuren verfassten Beiträgen an Wissenschaft, Politik und Publizistik. Sie geben die persönliche Meinung der Autoren wieder. Die Beiträge fassen häufig Ergebnisse aus laufenden Forschungsprojekten des ZEI zusammen.

The **Center for European Integration Studies (ZEI)** is an interdisciplinary research and further education institute at the University of Bonn. *ZEI – DISCUSSION PAPER* are intended to stimulate discussion among researchers, practitioners and policy makers on current and emerging issues of European integration and Europe's global role. They express the personal opinion of the authors. The papers often reflect on-going research projects at ZEI.

Die neuesten ZEI Discussion Paper / Most recent ZEI Discussion Paper:

- C 184 (2008) Ludger Kühnhardt
African Regional Integration and the Role of the European Union
- C 185 (2008) Hans-Gert Pöttering
European Union – New Impulses for the Decade Ahead
- C 186 (2008) Jürgen Nielsen-Sikora
Europa der Bürger. Darstellung und Interviews (mit Peter Altmaier, Barbara Gessler, Ruth Hieronymi und Hans-Gert Pöttering)
- C 187 (2008) Ján Figel'
Reflecting on the European Year of Intercultural Dialogue
- C 188 (2008) Lazaros Miliopoulos
Begriff und Idee „atlantischer Zivilisation“ in Zeiten transatlantischer Zerreißproben
- C 189 (2008) Carl Christian von Weizsäcker
Regionalisierung der Regulierung im Bitstromzugangs-Markt?
- C 190 (2008) Sonja Schröder
The 2007-2013 European Cohesion Policy. A New Strategic Approach by the Commission?
- C 191 (2009) Meredith Tunick
Promoting Innovation in the European Union. On the Development of Sound Competition and Industrial Policies
- C 192 (2009) Frank Decker/Jared Sonnicksen
The Election of the Commission President. A Presidential Approach to Democratising the European Union
- C 193 (2009) Aschot L. Manutscharjan
Der Berg-Karabach-Konflikt nach der Unabhängigkeit des Kosovo
- C 194 (2009) Wiebke Drescher
The Eastern Partnership and Ukraine. New Label – Old Products?
- C 195 (2009) Ludger Kühnhardt/Tilman Mayer (Hrsg.)
Die Gestaltung der Globalität. Neue Anfragen an die Geisteswissenschaften
- C 196 (2009) Ina Hommers
Die Migrationspolitik der EU. Herausforderung zwischen nationaler Selbstbestimmung und europäischer Konvergenz
- C 197 (2010) Klaus Hänsch
Europäische Integration aus historischer Erfahrung. Ein Zeitzeugengespräch mit Michael Gehler
- C 198 (2010) Ludger Kühnhardt/Tilman Mayer (Hrsg.)
Die Gestaltung der Globalität. Annäherungen an Begriff, Deutung und Methodik

Die vollständige Liste seit 1998 und alle Discussion Paper zum Download finden Sie auf unserer Homepage: <http://www.zei.de>.

For a complete list since 1998 and all Discussion Paper for download, see the center's homepage: <http://www.zei.de>.